

Das wissenschaftliche Lebenswerk Eugen von Böhм-Bawerks.

Von **Joseph Schumpeter.**

So ist denn dieser große Meister von uns gegangen. Keiner von denen, die ihm persönlich und wissenschaftlich nahestanden, vermöchte es, die Stimmung zu schildern, die uns alle beherrscht. Was er uns war, können keine Worte ausdrücken, und noch hat sich wohl keiner von uns mit dem Gedanken abgefunden, daß fortan ein undurchdringlicher Wall uns von ihm trennt, von seinem Rat, seinem Beifall, seiner Kritik — und daß der weitere Weg ohne ihn zurückgelegt werden muß.

Ich fürchte, daß ich meiner Aufgabe, ein Bild seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zu zeichnen, nicht so genügen kann wie ich möchte. Der Zeitpunkt dafür ist vielleicht überhaupt noch nicht gekommen. Noch steht uns dieses gewaltige Gedankenmassiv zu nahe, noch sind die Staubwolken der Kontroversen zu dicht. Um so mehr als er nicht nur ein Schöpfer, sondern auch ein Kämpfer war — und bis zum letzten Augenblick eine lebendige, wirkende Macht in unserer Wissenschaft. Sein Werk gehört nicht einer Generation oder einem Volk, sondern der Menschheit. Erst lange, nachdem wir alle das Feld geräumt haben werden, wird man seine wahren Proportionen erkennen und alle Einflüsse, die davon ausgingen.

In einer Hinsicht ist jemand, der ihm persönlich aufrichtig ergeben war, für jene Aufgabe am allerungeeignetsten. Und wirklich — es wäre sehr bedauerlich, wenn ich es jemals vermöchte, im Geiste kühler Neutralität über diesen Mann und seine Lebensarbeit zu schreiben, und wenn der Leser im Folgenden anderes

finden könnte als einen Tribut loyaler Verehrung und trauernder Erinnerung. Als Persönlichkeit von unendlichem Reichtum, als Mann, dem das Leben viel bot, weil er soviel zu bieten hatte, wie als Denker bedarf Böhm-Bawerk weder der einen noch der anderen — er ist groß genug gewesen, um allein stehen und jede Kritik aushalten zu können. Aber uns selbst wäre jede andere Attitude unmöglich.

Immerhin hat der Versuch einer eiligen Skizze von solcher Seite auch sein Gutes. Sein Recht liegt darin, daß, wenn auch vieles sich heute noch nicht in seiner definitiven Bedeutung erkennen läßt, dafür doch vieles andere heute noch in unser aller Erinnerung steht, was dem Historiker der Wissenschaft im Zwielicht der Vergangenheit entgleiten wird. Wir kannten den Mann, die konkreten Bedingungen seines Schaffens, die Menschen, für die er schrieb, die Art, in der sich ihm seine Probleme darboten, das Material, aus dem er formte. Und gerade Nahestehende wissen darüber mehr als andere. Gipfel sind einsam, schnell verbreitet sich die Kluft, die jede Gegenwart der Wissenschaft von selbst naher Vergangenheit trennt, und der weitere Kreis von Fachgenossen vermag bald viele Einzelheiten nicht mehr deutlich zu erkennen, die gleichwohl zu tieferem Verständnis unentbehrlich sind.

Ich habe nur vom Forscher zu sprechen. Aber die Umriss des Mannes sind überall dieselben — auf allen Gebieten, die sein weiter Lebenskreis umschloß, sein so intensiver Pulsschlag berührte. Auf allen Gebieten tritt uns dieselbe brillante Persönlichkeit, treten uns dieselben großen und starken Züge entgegen — die Statue ist aus einem Metall und einem Guß, von welcher Seite wir sie auch betrachten mögen. Er war bekanntlich nicht nur eine der glänzendsten Erscheinungen des wissenschaftlichen Lebens der Zeit, sondern auch einer von jenem seltensten Typus von Staatsmännern, ein großer Finanzminister. Sein Name ist unzertrennlich verbunden mit fruchtbarer Gesetzgebung, mit der besten Tradition österreichischer Finanzverwaltung, mit den größten Erfolgen und der glücklichsten Zeit österreichischer Finanzpolitik. Und sein politisches Werk trägt ganz denselben Stempel wie sein wissenschaftliches. In der Wissenschaft wählte er sich die schwierigste Aufgabe unter den schwierigsten Zeitumständen ohne Rücksicht auf Beifall und Erfolg, im öffentlichen

Leben bewährte er sich an der schwierigsten und undankbarsten Aufgabe der Politik, der Aufgabe, gesunde finanzielle Grundsätze zu vertreten — eine Aufgabe, die überall schwer und undankbar ist, auch dort, wo eine hochstehende öffentliche Meinung den Minister stützt, auch dort, wo er auf einer festen Parteiorganisation steht, auch dort, wo der Staatsgedanke national und der Ruf „der Staat braucht es“ daher ein stets siegreicher Bundesgenosse ist, — die aber fast übermenschlich ist in Österreich. In Politik wie in Wissenschaft sind es dieselben hohen Gaben, die ihm zum Siege halfen: Dieselbe Originalität und konstruktive Kraft, derselbe klare Blick für die Wirklichkeit und das Mögliche, derselbe konstante Strom von Energie, der jeder Aufgabe gewachsen ist und ohne Zaudern, Zweifeln und Kraftverlust die Arbeit jedes Tages bewältigt, dieselbe Ruhe und dieselbe scharfe Klinge — denn der große Kontroversialist war auch ein gefürchteter Debatter, dem mancher Gegner das höchste Kompliment erwies, das ein Mann dem anderen erweisen kann, nämlich den Kampf mit ihm zu scheuen. Und in Politik wie in Wissenschaft bewährte sich derselbe Charakter: Dieselbe Beherrschtheit und Intensität, derselbe hohe Standard der Pflichterfüllung, der sich Untergebenen wie Schülern einprägt, dieselbe Fähigkeit, sehr scharf in Menschen und Dinge zu blicken, ohne kalt und pessimistisch zu werden, ohne Erbitterung zu kämpfen, ohne Schwäche zu entsagen — durch alle Brandungen und Stürme an einem zugleich großen und einfachen Lebensplan festzuhalten. So war sein Leben ein einheitliches Ganzes, der Ausdruck einer mit sich und in sich einen Persönlichkeit, die sich nie verlieren konnte, überall von selbst und ungezwungen ihre Überlegenheit bewies, — ein Kunstwerk, dessen strenge Linien eine unendliche, zarte, reservierte und sehr persönliche Liebenswürdige vergoldete.

I.

Auch sein wissenschaftliches Lebenswerk für sich genommen ist eine Einheit. Wie in einem guten Drama jeder Satz die Handlung fördert, so ist jeder Satz bei Böhm-Bawerk eine Zelle in einem lebenden Organismus, geschrieben mit dem Blick auf ein festbestimmtes Ziel. Auch hier kein Kraftverlust, kein Schwanken, kein Abweichen, ein ruhiger Verzicht auf Augen-

blicks- und auf Nebenerfolge. An Gelegenheitsarbeiten, die im durchschnittlichen Gelehrtenleben eine so große Rolle spielen, an Arbeiten, die auf einer äußeren Anregung beruhen, so gut wie nichts — nur hie und da ein kleiner Artikel in Tageszeitungen. Übrigens sind auch diese Zeitungsartikel charakteristisch. Stets dienen sie einem bestimmten, klaren Zweck, nie sind sie literarisches oder wissenschaftliches Spiel. Die ganze Überlegenheit des Mannes mit einer großen Aufgabe und mit dem lebendigen Quell der Schaffenskraft in sich kommt darin zum Ausdruck, zugleich die ganze Überlegenheit des klaren beherrschten Geistes, der auf vieles Reizvolle im Gefühl seiner intellektuellen Pflicht verzichtet. Und jener einheitliche Plan wurde durchgeführt, vollendet und vollkommen steht jenes Lebenswerk vor uns. Über seine Botschaft kann keine Unklarheit bestehen.

Was er wollte, das wußte er wie wenige in Wissenschaft wie im Leben, und deshalb ist es so leicht zu formulieren. Er war ein Theoretiker, geboren um große Zusammenhänge zu sehen und zu erklären, instinktiv aber mit fester Hand nach den Fäden logischer Notwendigkeiten zu greifen und den intimsten Reiz analytischer Arbeit zu genießen. Er war zugleich ein Schöpfer, ein Baumeister des Gedankens, dem eine noch so abwechslungsreiche Reihe von Detailaufgaben, wie sie der Strom des wissenschaftlichen Lebens jedem bietet, nie hätte genügen können. Wohl war er der größte Kritiker, den unsere Wissenschaft gehabt hat. Aber seine Kritik, die ihrem Glanz, ihrem Umfang und ihrer Sorgfalt nach so sehr hervortritt, diente nur dazu, die Hindernisse aus seinem Weg wegzuräumen und sein Werk zu verteidigen, sie war nie Selbstzweck und nie mehr als Nebenarbeit für ihn. Das werden wir gleich des Näheren sehen. Sowie dieser Intellekt sich einmal — es war das gegen sein 24. Lebensjahr — im Interesse an dem sozialen Wirtschaftsprozeß verfangen hatte, wählte er sich mit rascher Entschiedenheit seinen Ausgangspunkt: Carl Menger. Als Bundesgenosse Mengers hat er sich stets gefühlt, und eine von ihm verschiedene Forschungsrichtung hat er nie begründen wollen. Zunächst ging sein Weg durch Mengers Gebäude hindurch, um dann, von dem Punkte an, wo das größte ungelöste Problem der Ökonomie lag, nach eigenen Höhen hin abzubiegen — auf der Spur eigener neuer Gedanken, die er mit

Mengers Lehren zu einem in sich geschlossenen Ganzen, zu einer umfassenden Theorie des wirtschaftlichen Geschehens verband. Dem Ausbau dieses Ganzen galt seine stete Sorge, ihm machte er alle seine glänzenden Gaben und seine großartige Energie dienstbar. Im Ringen mit diesem Probleme wurde er zu einem von den fünf oder sechs großen Nationalökonomern, die es gegeben hat. Also eine Gesamtheorie des sozialen Wirtschaftsprozesses — eine der großen Analysen des Wirtschaftslebens neben den Klassikern und Marx usw. — auf Mengerscher Grundlage, darstellerisch speziell vom Standpunkt eines Problems aus, dessen Lösung ihm noch auszustehen schien. Das war das Zinsproblem. An Schwierigkeit und Bedeutung das größte der Ökonomie. An Schwierigkeit: Denn es ist zwar nicht leicht, einem weiteren Kreis die Schwierigkeit der Erklärung einer so alltäglichen Erscheinung klar zu machen, aber sie wird dadurch erwiesen, daß jahrhundertelange Arbeit an diesem Problem nicht zu befriedigendem Erfolg geführt hat. An Bedeutung: Denn von unserer Ansicht über das Wesen und die Funktionen des Kapitalzinses hängt fast unser ganzer Einblick in das Wesen und unsere ganze Anschauung über die Natur und die Zukunft des Kapitalismus ab. Das hat vor Böhm nur Marx begriffen. Marx' Lehrsystem ist seinem wissenschaftlichen Kern nach nichts anderes als eine Theorie des Kapitalzinses — alles andere ergibt sich mehr oder weniger zwingend daraus.

Die wissenschaftliche Situation, in die das Los Böhm-Bawerks fiel, ist, neben seiner Anlage, das zweite Element zum Verständnis seiner subjektiven Leistung und der Form seiner objektiven. Sie war dem Auftreten eines Theoretikers von großem Zug, eines Mannes, in dem wieder Geist vom Geiste Ricardos lebte, überhaupt eines Mannes von speziell exakt wissenschaftlicher Anlage nicht günstig, besonders in Deutschland. Einsam ragte die markige Gestalt Mengers aus einem Haufen von Gegnern. Es fehlte alles Verständnis für die Ziele analytischer Forschung. Um das zu verstehen, muß man bedenken, daß die Nationalökonomie ja sehr jung ist und als Wissenschaft kaum ihre Kinderschuhe ausgetreten hat, daß sie bis dahin nur eine wirkliche Blütezeit erlebt hatte, und zwar nicht in Deutschland; daß die Forschungsweise, für die ihn die Natur gemeint hatte, in Deutschland nie festen

Fuß gefaßt, nie aufgehört hatte, den Leuten fremd und daher unpopulär zu sein, ja bis dahin niemals wirklich verstanden worden war. Man muß bedenken, daß das Interesse der deutschen Ökonomen vor allem sozialpolitischen, überhaupt praktischen Fragen und verwaltungstechnischen Aufgaben galt, und das rein wissenschaftliche Interesse, soweit es trotzdem vorhanden war, sich ausschließlich wirtschaftsgeschichtlich betätigte; also, daß für einen Theoretiker schlechthin kein Raum war und mangels theoretischer Vorbildung weitaus die meisten Fachgenossen theoretische Leistungen nicht etwa nur nicht schätzten und mit Abneigung und Vorurteil betrachteten, sondern überhaupt nicht in der Lage waren, sich ein eigenes Urteil auch nur über die Frage der logischen Richtigkeit eines Theorems zu bilden, viel weniger seine Bedeutung zu erkennen oder gar die subjektive geistige Leistung seines Schöpfers zu würdigen. Nur wer das bedenkt, wer alle die Schlagworte kennt, denen jeder bloße Versuch abstrakter Gedankengänge begegnete, kann die Situation der theoretisch gestimmten Geister und vieles an ihrer Art zu arbeiten — was sonst den Mann der exakten Wissenschaften oft befremden könnte — verstehen. Das erklärt die Berge von Kontroversen, das die Schwierigkeit jedes Schrittes auf dem Wege der Analyse, das die Notwendigkeit, bei jedem Gedankengang von den einfachsten Elementen der Sache auszugehen — weil sonst kaum ein Dutzend Leser folgen könnten —, das auch den Verzicht auf Verfeinerungen in den Einzelheiten. Damals — zum Teil ja noch jetzt — war jeder Theoretiker auf sich gestellt, war er vor keiner Art von Mißverständnissen sicher, mußte er sich jedesmal jeden Stein seines Gebäudes selbst behauen, konnte er beim Leser nichts voraussetzen als die Disposition zu oft abenteuerlichen Verirrungen. Eine glücklichere Zukunft wird alles das bald vergessen. Und der Mann der exakten Wissenschaften vermag sich wohl schon heute gar nicht in eine Lage hineinzudenken, die jener eines Mathematikers analog wäre, der, ehe er an ein Problem der Variationsrechnung geht, erst seinen Lesern die Zustimmung zu den Elementen der Arithmetik abringen müßte. Das darzulegen und für alle Zukunft festzuhalten ist eben die Funktion der zeitlich und persönlich Nahestehenden. Für alle die großen Kämpfer und Regeneratoren der ökonomischen Theorie ist das

ein wesentliches Element des Verständnisses und wissenschaftsgeschichtlicher Gerechtigkeit. Auch für Böhm-Bawerk. Zu leicht und zu bald vergißt die Beurteilung der Ersten, daß sie die Ersten waren und daß, wer das Urteil fällt, auf ihren Schultern steht.

Wie das wissenschaftliche Milieu, in welchem Böhm-Bawerk mit charakteristischem Mut an seine Aufgaben ging, vieles an seinen Werken erklärt — wie wir noch sehen werden — so erklärt es auch die Art seines Erfolgs, wenn auch dessen Größe nur durch die des Mannes erklärt wird. Auf dem Feld der exakten Wissenschaften ist das Auftreten einer wirklich starken Begabung heute in aller Regel ein dramatisches, glänzendes Ereignis. Der neue Mann hat ein wissenschaftliches Publikum einheitlichen Bildungsganges. Wenn er eine Botschaft hat, braucht er sie nur zu verkünden: Hunderte von wohlgeübten Geistern werden danach greifen und, aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten des Problems kennend, der Welt die neue Erkenntnis zurufen. Ausnahmen kommen vor, aber sie sind selten. Selten nur fehlt der großen Leistung freudige Anerkennung und selten nur fehlt dem Neuen das Schönste, das es nach der eigenen Freude am Schaffen im wissenschaftlichen Leben gibt — die Huldigung der Mitstrehenden. Auch Böhm-Bawerk ist sie geworden. Seit etwa zwanzig Jahren hatte er, was man einen „Weltruf“ nennt. Heute kennt jeder Anfänger, wo immer auf der Erde er seinen Weg beginnen mag, seinen Namen und einige seiner Sätze, meist mehr als das. Von den Wänden fast aller ökonomischen Seminare der Universitäten aller Länder blicken seine scharfgeschnittenen Züge auf die Werdenden herab. Und zu leugnen, daß er Geschichte gemacht habe in seiner Wissenschaft, das fällt wohl auch Gegnern seit langem nicht mehr ein. Vor allem aber errang er jenen größten, wahrsten und wertvollsten Erfolg, den ein Forscher haben kann — die stille, tiefe Wirksamkeit in den Werkstätten der Fachgenossen: Der Schüler, der Anhänger, der Geistesverwandte blieb nicht bei einer offiziellen Anerkennung stehen, er huldigte nicht etwa bloß der Persönlichkeit — er geriet unvermeidlich unter seinen Einfluß. v. Böhm-Bawerk genoß nicht jene „Zitierberühmtheit“, die oft so wenig bedeutet. Er bildete die Geister um, er lehrte die Zeitgenossen sehen, wie er sah und er beeinflusste sie in ihrer Gedankenarbeit. Man lernte an ihm,

man setzte sich bei jedem Schritt mit ihm auseinander und der Stempel seines Geistes ist auf vielen der besten Arbeiten der Zeit unverkennbar. Auch für viele seiner entschiedensten Gegner gilt das. Auch solche, die ihn nie nannten, ohne ihn zu bekämpfen, haben oft ihre Problemstellung, ihre Auffassungsweise, selbst ihre Argumente von ihm. So wurde er einer der großen Lehrer unserer Wissenschaft in des Wortes höchster Bedeutung, und sein Blick für das in jeder Lage Erreichbare, jener Blick, der auch die Leistungen des Staatsmannes kennzeichnet, — eine Eigenschaft, die in dieser Phase der wissenschaftlichen Entwicklung unschätzbar war — machte ihm in dieser Richtung eine Leistung möglich, die gerade schöpferischen Geistern sonst meist versagt ist: Alles was er schrieb, ging in das Fleisch und Blut des lebendsten Teiles unseres theoretischen Wissensvorrats über.

Aber dieser Erfolg kam nicht schnell. Lange stand Böhm-Bawerk an äußerem Erfolg hinter Fachgenossen zurück, deren Leistung keine Kunst der Perspektive neben der seinen auch nur sichtbar machen kann. Mußte er doch, ehe er die Lösung seines Hauptproblems vortrug, der wissenschaftlichen Welt erst zeigen, welcher Art dieses Problem war — vielen überhaupt, daß da ein Problem lag. Mußte er doch die Grundlagen seines Gebäudes erst in langem Kampf verteidigen. Stand er doch Gegnern gegenüber, die selbst Dinge, wie die isolierende Betrachtung einer einzelnen Tatsachengruppe, für methodisch unmöglich hielten. Auch gab es noch keinen Kreis Gleichgesinnter, lange keine Möglichkeit, eine wissenschaftliche Gruppe um sich zu versammeln oder Schüler in größerem Maße heranzubilden. Um so imposanter ist das Erreichte. Und es wurde erreicht durch die bloße Kraft des geschriebenen Arguments, ohne Haschen nach literarischem Erfolg, ohne Appell an die öffentliche Meinung, ohne Zeitungs-campagnen, ohne Scholarchenpolitik — ohne irgend eines jener Mittel, die bei aller gelegentlichen Notwendigkeit oder Berechtigung doch dem höchsten Ideal wissenschaftlichen Schaffens nicht entsprechen, und ohne Erbitterung oder Persönlichkeiten. Der ganze Mann spricht daraus — der Mann, der in allem was er tat, den höchsten idealen Anforderungen leicht und unbefangen, still und unostentativ genügte.

Eine ruhige, fruchtbare Lehrtätigkeit als Führer einer aka-

demischen Pflanzschule aber wurde ihm erst, nachdem er dreimal Finanzminister gewesen war — im Jahrzehnt 1904 bis 1914. Denn in Innsbruck war 1880 bis 1889 das wissenschaftliche Milieu zu klein, als daß die Möglichkeit bestanden hätte, eine Gruppe von Jüngern heranzuziehen, für die das Spezialgebiet theoretischer Ökonomie Lebensinhalt hätte werden können, zumal an der Juristenfakultät im Kreise wesentlich am Rechtsstudium orientierter Studenten. Und die Zeit der Honorarprofessur an der Wiener Universität war für ihn eine Zeit praktischen Schaffens, das zwar nie seinen weiten Geist ausfüllen, wohl aber den größten Teil seiner Energie binden konnte. Erst nach 1904 begann jene Tätigkeit, die uns allen unvergeßlich sein wird . . . und jene Reihe von Seminardiskussionen in den Sommersemestern.

Außerdem las er in dieser Periode das eine, das theoretische der drei Hauptkollegien, aus denen das Curriculum der politischen Ökonomie in Österreich — wie ja auch in Deutschland — besteht. Seinerzeit, in Innsbruck, auch die beiden anderen. Er hat stets dem Drängen seiner Freunde widerstanden, jene Vorlesungen zu veröffentlichen. Wie kein anderer wäre er berufen gewesen, eine lehrbuchmäßige Darstellung der Grenzwertlehre zu geben und das hätte den wesentlichen Inhalt seiner Vorlesungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Nun sind wir — vorläufig wenigstens — auf die unautorisierten Vervielfältigungen angewiesen, die von seinen Vorlesungen hergestellt wurden. Niemand kann sie ohne Bewegung lesen, diese Dokumente strengsten Pflichtgefühls und liebenswürdigster Bescheidenheit. Der Autor bietet in gleichmäßig hinströmender Darstellung alle Teile des Gegenstandes in jenen Grenzen dar, die durch die Zwecke des juristischen Studiums gegeben sind. Er bevorzugt keine Lieblingspartie. Er betont keine eigene Ansicht oder Leistung. Er spricht nie über die Köpfe der Zuhörer hinweg. Er leitet sie sicher und nur auf sie bedacht über die erste Etappe des Weges.

Spezialkollegien oder Berichte darüber sind mir nicht bekannt geworden. Es lag das an seiner strengen Selbstbeschränkung, die es sich nie verziehen hätte, aus seinem Gebiet herauszutreten. Und für die Behandlung theoretischer Spezialfragen fehlte ein weiteres Publikum. Dazu genügte das Seminar.

II.

Ich habe vom wissenschaftlichen Ziele von Böhm-Bawerks gesprochen und es charakterisiert mit den Worten: Eine Analyse der allgemeinen Formen des sozialen Wirtschaftsprozesses. Wir haben ferner gesehen, daß er im Geist des Theoretikers an diese Aufgabe trat und in der theoretischen Verarbeitung der großen Grundtatsachen ihr Wesen erblickte. Und wir haben endlich einerseits die individuelle Anlage des Denkers — seine glänzende Kraft, die allein stehen, sich selbst ihren Weg suchen, sich nie an Sorgfalt genug tun konnte, die aber auch wirken und überzeugen, nicht bloß pro foro interno erkennen wollte —, andererseits die konkrete Lage der Wissenschaft, in der und mit der er zu schaffen hatte, berührt. Nun wollen wir zunächst und ehe wir auf seine einzelnen Leistungen eingehen, die äußere Durchführung seiner Aufgabe kurz überblicken, damit sich die Einheit und Harmonie des Gesamtplanes und die imposante Folgerichtigkeit seiner Verwirklichung klar und scharf abheben mögen.

Die vierzehn Jahre zwischen 1875 und 1889 umfassen den Kern seines wissenschaftlichen Schaffens — eine kleine Spanne Zeit, aber lang für die meist so kurze Blütezeit theoretischer Begabungen. In der Folgezeit floß jener lebendige Quell voller Kraft für andere Aufgaben, wenngleich was für die Wissenschaft blieb, zu Ausbau und Verteidigung noch reichlich vorhielt. Von 1904 bis 1914 lebte und webte er wieder im Reiche des Gedankens. Da hielt er Heerschau über das Geleistete, da sammelte er noch weiter Früchte seiner Schaffenskraft und da schenkte er der Wissenschaft manche Aufklärung über das Terrain, das um sein Gebäude lag, aber dessen Grundlagen hatten sich in dem Sturm der Diskussion eines Vierteljahrhunderts unverändert erhalten, und er sah keinen Anlaß zu Um- oder Neubauten. Im Grunde veränderten die wesentlichen Elemente und die Basis seines Lebenswerkes sich überhaupt nicht, seit er sie einmal gewonnen hatte. Die Tatsache, die, schon oft geahnt und ausgesprochen, heute durch die biographische Forschung klarer und klarer festgestellt wird, nämlich, daß die Wurzeln großer selbständiger Leistungen namentlich theoretischer Natur überwiegend

in den Zwanzigerjahren des Lebens ihrer Autoren liegen, bewährt sich im Falle Böhm-Bawerks. Als einer der ersten und zugleich mit Wieser erkannte er die fundamentale Bedeutung und die Tragweite der Mengerschen Ideen, fand er den Entschluß, von ihnen auszugehen, und innerhalb weniger Jahre — vielleicht selbst eines Jahres — wurde ihm das geheimnisvolle Göttergeschenk der entscheidenden wissenschaftlichen Einfälle. Auch sind sie für ihn wohl in kürzester Zeit zur Gewißheit erhoben und in ihrer Bedeutung und ihren Konsequenzen erkannt, auch pro foro interno ausgearbeitet worden. Und seither sprach er von der Höhe ein für allemal gewonnener Erkenntnis, hatte er nur mehr zu formen, zu verkünden, auszugestalten, zu verteidigen. Das aber geschah in folgender Weise — wohlbedacht Schritt für Schritt in logischer Folge.

Die Gesamtheorie des sozialen Wirtschaftsprozesses, die vor seinen Augen stand, beruhte auf Prinzipien, denen an und für sich dieselbe Einfachheit eigen ist, wie den großen Grundgedanken etwa der Physik. Ebenso wie diese könnte man sie auf wenigen Seiten darstellen, zur Not auf einer. Aber niemand könnte irgend etwas mit einer solchen Darstellung anfangen, denn sie gewinnen — wiederum wie die Grundgedanken der Physik — alle Fruchtbarkeit, ja selbst ihren wahren Sinn erst im Gewirre der Einzelheiten der Welt der Erscheinungen. Und da es in der Nationalökonomie außerdem kaum über irgend etwas eine communis opinio gab und nichts, das nicht von irgend jemand bestritten worden wäre, so ergab sich für jemand, der seine Aufgabe mit solchem Ernst erfaßte wie Böhm-Bawerk, die Notwendigkeit, alle die Zwischenglieder seines Gedankenganges, alle seine Voraussetzungen und Methoden, alles, was er zunächst mit sich selbst ausgemacht hatte, auch der Öffentlichkeit vorzuführen und, wie die Dinge lagen, sich jeden Schritt zu erkämpfen, um erst den Boden für seine eigene Lehre zu gewinnen. Dazu kam aber noch etwas anderes. Seine Gesamtauffassung enthielt viele schwierige und bestrittene Punkte, darunter aber besonders einen, dem ja auch seine Hauptanstrengung galt, das Problem des Zinses. Zwei Dutzend Erklärungsversuche dieses Phänomens wegzuräumen war nicht etwa nur deshalb nötig, um sich selbst Gehör zu verschaffen, sondern es lag in dem Nachweise ihrer Unhaltbarkeit

eine große eigene Leistung und in ihrer Diskussion die Vorbereitung für seine positive Theorie. Endlich waren auch diejenigen Grundlagen, die er von Menger übernahm, noch so bestritten, daß er einen Feldzug um sie führen mußte. Ja selbst die einfachsten Grundbegriffe boten Schwierigkeiten, die gefährlich hätten werden können. So begann er denn mit diesen.

Für den wissenschaftlichen Schöpfer ist die Begriffsbildung eine untergeordnete Angelegenheit. Die neuen Erkenntnisse sind zunächst erschaut, sie sind plötzlich da — niemand weiß woher. Erst um sie zu verwenden, bedarf es der Definitionen — und dann natürlich bei der Darstellung. Als Böhm-Bawerk an diese ging, stieß er auf den ersten Schritten seines Weges auf die alten Kontroversen um den fundamentalen Gutsbegriff und diesem logisch — wenn auch natürlich nicht genetisch — ersten seiner Probleme galt auch seine erste Publikation: „Rechte und Verhältnisse vom Standpunkte der volkswirtschaftlichen Güterlehre“ (Innsbruck 1881). Unnötig zu sagen, daß er sein Problem mit all der ihm eigenen Klarheit und Sorgfalt löste. Aber wichtiger ist, was er aus dem anscheinend so wenig faszinierenden Thema machte — wie er es verstand, es in den großen Zusammenhang seiner Gesamtauffassung zu stellen und diese Gesamtauffassung in der Detailfrage sich spiegeln zu lassen. So wurde die Arbeit zu einer graziösen Skizze alles dessen, was folgen sollte.

Als dieser Punkt erledigt war, stand er vor den zwei großen Vorarbeiten für sein Gebäude. Das fundamentale Erklärungsprinzip, auf dem jedes ökonomische System beruht, ist stets ein werttheoretisches. Die ökonomische Theorie hat es mit Tatsachen zu tun, die sich in Wertausdrücken kristallisieren und der Wert ist nicht nur die unmittelbar wirkende Kraft des ökonomischen Kosmos, sondern auch die Rechenform seiner Erscheinungen. Das Bild, das der Theoretiker vom wirtschaftlichen Geschehen entwirft, hängt zum großen Teil von seiner Stellung zum Wertphänomen ab — und so mußte Böhm-Bawerk sich hier vor allem eine feste Basis sichern. Die zweite Vorarbeit betraf die Zins-
theorie, auf deren Gebiet das Unterholz wegzuräumen und wo erst zu zeigen war, daß und warum hier ein großes, ungelöstes Problem liege.

Was zunächst die eine Vorarbeit anlangt: Wie gesagt, han-

delte es sich um die Ausgestaltung und Verteidigung der Lehre Mengers. Und im Jahre 1886 erschien in den Conradschen Jahrbüchern (Neue Folge, Band XIII) in zwei Artikeln jene meisterhafte Darstellung der „Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwerts“, die nur mit unserer Wissenschaft vergehen kann. Da bahnte er sich den Weg zu seiner positiven Theorie, und da errang er sich seinen Platz unter den Neubegründern der theoretischen Ökonomie. Fortan blieb sein Name — wie er selbst es damals schon seit etwa zehn Jahren war — mit der Grenznutzentheorie unzertrennlich verknüpft, so sehr, daß von Freunden wie von Gegnern viele von der „Böhm-Bawerkschen Wertlehre“ sprachen. Und in der Tat, er hatte sie durch diese Arbeit zu seinem Eigentum gemacht in ähnlicher Weise wie Wieser, denn kein einfacher Schüler hätte das schreiben können. Der originellen Einzelleistungen in dieser Darstellung sind viele. Ich hebe zwei davon heraus. Er hat die Preistheorie ausgestaltet und ihr jene Form gegeben, die sich im teilweisen Gegensatz zu den Formen, die Mengers Lehre sonst in der Welt annahm, als die speziell österreichische erhalten hat. Und er hat eine eigene, sowohl von der Mengers wie der Wiesers abweichende Lösung des Zurechnungsproblems gegeben, wovon wir noch sprechen werden.

Unzertrennlich also war damit sein Name mit der subjektiven Wertlehre verbunden und er blieb ihr ein wachsamer mächtiger Schützer, der manchen Kampf — vielleicht sage ich besser: der überhaupt ihren Kampf — siegreich ausfocht. Auch das gehört zu seinem Lebenswerk, das ohne diesen Kampf in seinen Grundlagen bedroht und im einzelnen mehrfach unvollständig wäre, auch das ergibt sich logisch aus seinem ganzen Streben und aus seiner ganzen Persönlichkeit, die keine Position jemals ungedeckt ließ und zu jedem Markstein des Gedankengangs zurückkehrte, dessen Position unsicher war, um jedem Zweifel in stets erneutem Forschen auf den Grund zu gehen. Für ihn war das ein Opfer. Kein Schaffender diskutiert gern Dinge, die für ihn erledigt sind. Wir aber wären ärmer, wenn wir diese Leistungen der Kontroverse nicht besäßen, die in der ökonomischen Literatur nicht ihresgleichen haben und die eine Rüstkammer voll theoretischer Waffen sind. Die wichtigste davon

ist die Kontroverse mit Dietzel, die er schon in den „Grundzügen“ eröffnete und dann in den Artikeln „Ein Zwischenwort zur Werttheorie“ (Conrads Jahrbücher, N. F., Bd. XXI, 1890) und „Wert, Kosten, Grenznutzen“ (ebenda, III. F., Bd. III, 1892) fortsetzte. Auch eine kritische Übersicht: „Zur neuesten Literatur über den Wert“ (ebenda, III. F., Bd. I) erwähne ich am besten hier. In der Folge wurde diese Zeitschrift zu seinem Hauptquartier und da veröffentlichte er (III. Bd., 1894) den Artikel: „Der letzte Maßstab des Güterwerts“*) und eine Entgegnung auf einen werththeoretischen Artikel von Rudolph Auspitz. Auch ein Artikel im VII. Bd. (1898): „Zur theoretischen Nationalökonomie der letzten Jahre“ gehört hieher. Weniger Zwecke der Polemik als der Exposition der Werttheorie verfolgt sein: *Essai sur la valeur* (Revue d'économie politique, VIII. Bd., 1894) und die Skizze: *The Austrian Economists* in den *Annals Amer. Acad. of Pol. and Soc. Science* I. — Eine abgerundete Darlegung der Werttheorie enthält sein Artikel über „Wert“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Als die „Grundzüge“ erschienen, war jedoch der Ruhm des Autors schon begründet, und zwar durch die zweite Vorarbeit, die als erster Band des Hauptwerks publiziert wurde, die „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien“ („Kapital und Kapitalzins“, I. Bd., 1. Auflage. Innsbruck 1884) — das größte kritische Werk der Nationalökonomie. Es fand sofort Anerkennung, aber die mit der Zeit sich immer mehrenden beifälligen oder bewundernden Äußerungen der Fachgenossen verschwinden an Bedeutung ganz hinter der unausgesprochenen Huldigung, die in dem tiefen Einfluß dieses Buches lag und liegt. Die einzelne Äußerung — freundlich oder feindlich — ist gleichgültig neben der Tatsache dieses Einflusses wie es gleichgültig ist, ob jemand die Existenz eines Berges „anerkennt“ oder nicht: Er ist eben da. Und dieses Werk ist da — ein Denkmal theoretischen Schaffens und ein Markstein auf dem Weg unserer Wissenschaft. Es bietet eine Reihe von kritischen Analysen von Zinstheorien, die

*) Dieser Artikel beschäftigt sich besonders mit den Differenzen zwischen der österreichischen Schule und den Amerikanern und erschien unter dem Titel *The ultimate standard of value* in wesentlich gleicher Form in den *Annalen der Amer. Acad. of Pol. and Soc. Science*, V (1894).

alle Kabinettstücke theoretischer Arbeit sind, jede ein Kunstwerk, unerreicht in ihrer Vollkommenheit. Das Buch enthält keine Schilderungen der sozialgeschichtlichen Verumständlungen der einzelnen Theorien. Auch keine philosophischen Seitensprünge und Erklärungssurrogate. Selbst die Linie des Entwicklungsganges zinstheoretischen Denkens tritt zurück. Der Autor beschränkt sich auf eine von mehreren Aufgaben: Er faßt eine Zinstheorie nach der anderen an, an sich und nur nach ihrem Erkenntnisgehalte, und diesen Gehalt formuliert er mit vollendeter Meisterschaft und kritisiert er mit einem unfehlbaren Blick für das theoretisch Wesentliche daran und mit Hilfe weniger, einfacher, entscheidender Argumente. Mit dem Minimum an Aufwand, auf der geradesten Linie, mit leichtester Eleganz — streckt er eine Zinstheorie nach der anderen in den Sand, zeigt er uns sorgfältig die Ursachen der Katastrophe, um dann — ohne ein Wort weiter oder überhaupt ein Wort zuviel zu sagen — seines Weges zu gehen. An keinem Buch kann man so gut theoretisch denken lernen wie an diesem, an keinem so gut, das Wesentliche kräftig zu ergreifen und das Irrelevante zu ignorieren.

Aus dieser „Vorarbeit“ erwuchs wiederum eine Reihe weiterer Arbeiten. Wiederum ist es charakteristisch für den Mann, daß er durch das Betreten dieses Gebiets eine Pflicht übernommen zu haben meinte, die Pflicht, ganze Arbeit zu tun und bei dem Thema auszuharren bis ans Ende. Bis ans Ende hat er seines kritischen Amtes gewaltet und da die Forschung auf dem Felde des Zinsphänomens durch ihn einen gewaltigen Impuls erhalten hatte und eine ganze Literatur der Frage hervorbrach, so hat er immer neue kritische Analysen geschaffen, immer aufs neue die gewonnenen Anforderungen an Neuerscheinungen gestellt. Immer mehr wurden die Arbeiter auf diesem Gebiet seine Schüler und mit nie ermattender Sorgfalt suchte er ihre Leistungen weiter zu formen. Ihnen ging dabei meist der Atem aus. Ihm aber nie. Ich weiß dafür keinen Parallelfall. Im Gegenteil lehrt uns die Wissenschaftsgeschichte, daß sich die schöpferischen Geister oft von den Gebieten, die sie umgestaltet oder erst geschaffen haben, früher oder später abwenden, ja mitunter eine Abneigung dagegen akquirieren. Er aber ist mit beispielloser Selbstbescheidung auf diesem Posten geblieben und darin liegt auch ein wesentliches

Element seiner Wirkung. Was immer er sonst zu sagen hatte, er demonstrierte es immer an diesem und mit Hinblick auf dieses Problem.

Die meisten seiner weiteren Kritiken von Zinstheorien wurden in die späteren Auflagen seines Werks (2. Auflage 1900, 3. Auflage eben erschienen*), zum Teil auch in dessen zweiten Band aufgenommen, auch jene, die er selbständig publizierte. Aber von diesen letzten nicht alle und dann auch die meisten in verkürzter Form, so daß die ursprünglichen Arbeiten ihre Bedeutung behalten. Es seien hier genannt: „Einige strittige Fragen der Kapitalstheorie“ (in dieser Zeitschrift, VIII. Bd., 1899; auch selbständig erschienen, Wien 1900). — „Zur neuesten Literatur über Kapital und Kapitalzins“ (ebenda, Bd. XV und XVI, 1906 und 1907, auch separat, Wien 1907), zwei Artikel, die ihr englisches Komplement finden in den Artikeln im Quarterly Journal of Economics, Bd. XXI (1906): „Capital and Interest once more“, welche sich gegen die Clarkschen Theorien richten und deren Erörterungen fortgesetzt wurden in dieser Zeitschrift Bd. XVI im Artikel: „Gegenbemerkungen zu Professor Clarks Replik betreffend das Wesen des Kapitals“ (Quarterly Journal of economics: The nature of capital, a rejoinder, Bd. XXII, 1907). — Dann frühere Artikel im Quarterly Journal of economics: „The positive Theorie of capital and its critics“ (Bd. IX und X) und The Origin of interest (Bd. IX). — Endlich der Artikel „Eine dynamische Theorie des Zinses“ (diese Zeitschrift Bd. XXII, 1913), mit dazugehöriger „Schlußbemerkung“.

Und nun, nachdem alles so methodisch und gewissenhaft vorbereitet war, kam, als zweiter Band von „Kapital und Kapitalzins“, die „Positive Theorie des Kapitals“ (Vorrede datiert November 1888, Erscheinungsjahr 1889, die englische Übersetzung

*) Von der zweiten Auflage erschien eine französische Übersetzung von J. Bernard (Band X und XI der Bibliothèque internationale d'économie politique 1902). Die englische Übersetzung Prof. Smarts ist nach der ersten Auflage (London 1890), aber die Zusätze, welche die zweite deutsche Auflage enthält, sind dem englischen Leserkreis zugänglich gemacht in: „Recent literature on interest 1884 to 1899“. London 1903.

von W. Smart schon 1891*), wie gesagt, trotz des auf einen engeren Inhalt deutenden Titels, eine Gesamtanalyse des Wirtschaftsprozesses, das Lebenswerk, die eigenste Frucht seiner Kraft. Künftige Geschlechter mögen sich wie immer zu den einzelnen Gliedern dieser Gedankenkette stellen — sie werden stets die großartigen Linien, den großen „Zug“ oder „Schwung“ des Werkes bewundern. Ganz sicher ist, daß hier gleichzeitig das Höchste gewollt war, was man innerhalb der Nationalökonomie wollen kann, und daß das Erreichen innerhalb dieses Wollens zu Höhen hinaufstieg, in denen es nur noch wenige Gipfel gibt. Mir hat sich stets der Vergleich mit Marx aufgedrängt. Wenn das manchen befremden mag, so liegt das nur daran, daß Marx' Name von der Glut politischer Leidenschaft umgeben und sein Gebäude von einem anderen Temperament umhaucht ist. Sein Name ist unzertrennlich und vor allem mit sozialen Bewegungen und deren Phraseologie verbunden, die ihn weiteren Kreisen sichtbar und bedeutungsvoll machen, zugleich aber auch seine eigentlich wissenschaftliche Leistung für sie verdecken. Das alles fehlt bei Böhm-Bawerk. Er wollte nur Forscher sein. Kein Blatt in seinem Garten wird von politischen Stürmen bewegt. Er fügt kein Wort seinem wissenschaftlichen Gedankengang hinzu, keines jener Worte, die sich auf diesem Gebiet so willig darbieten. Er verzichtet auch auf allen soziologischen Hintergrund, der bei den Verhältnissen in unserer Wissenschaft viele mit der strengen Denkarbeit dahinter versöhnt hätte, die für diese Denkarbeit nicht viel Verständnis hatten. Sein Werk hat keinen populären Sockel, von dem aus es zu den Massen sprechen könnte und keinen anderen Schmuck als die klassische Form seiner Linien und seine innere Tadellosigkeit — die Frucht eben jenes Verzichtes auf alles, was um die Kernprobleme herumlag, denen er ein Leben lang ernst und stetig ins Auge sah. Aber so verschieden die Männer, ihr Leben, ihre Anschauungen und daher in vielen Punkten ihre Werke waren, zwischen ihnen als Theoretiker ist der Parallelismus unverkennbar. Zunächst wollten beide — als

*) Es ist zu hoffen, daß bald eine Übersetzung nach der dritten Auflage erscheine. Denn besonders in Amerika ist das Buch in den normalen Studiengang eingedrungen, so daß es dort in jeder Beziehung zum unumgänglichsten Werkzeug jedes wissenschaftlichen Nationalökonomens gehört.

Forscher — dasselbe. Und beide waren durch eine analoge Situation der Forschung ihrer Zeit und durch eine analoge Erkenntnis der überragenden Wichtigkeit des Kapitalzinsproblems gezwungen, ihr Gesamtbild des Lebensprozesses der Sozialwirtschaft vor allem an diesem zu orientieren. Beide übernahmen den werttheoretischen Grundgedanken von zwei anderen — was Menger für Böhm, war Ricardo für Marx. Beide arbeiteten mit ähnlichen Methoden und in ähnlicher Weise. Und beide schufen etwas, dessen Größe am besten darin zum Ausdruck kommt, daß kein Gegenargument, auch wenn es in seinem konkreten Angriffspunkt noch so erfolgreich wäre, der Bedeutung des Ganzen Eintrag tun könnte.

Aber — und das liegt insofern in der Natur der Sache, als ein so gewaltiger Organismus, wie es Böhm-Bawerks „Positive Theorie“ ist, dessen Räderwerk nur nach langem Studium überhaupt erst vollständig begriffen werden kann und sich der Beurteilung des Nichttheoretikers ganz entzieht, während der Theoretiker vom Fach, besonders im Jahre 1889, sich erst in eine neue Gedankenwelt einzuarbeiten hatte, um es zu beherrschen, zunächst ganz unzugänglich ist — der erste Eindruck auf die wissenschaftliche Welt war geringer als der des kritischen Werks und erst nach und nach schlug die „Positive Theorie“ Wurzel im Boden des ökonomischen Denkens. Noch heute stellt mancher aufrichtige Bewunderer des Mannes andere seiner Werke — besonders die „Geschichte und Kritik“ — darüber. Noch heute verfängt sich das Urteil vieler Fachgenossen an irgend einem Einzelpunkt — sowohl der Freunde wie der Feinde. Die Größe des ganzen Buches ist noch heute nicht allzu vielen klar. Immerhin ist es ein standard work geworden, an dem kein Weg vorbeiführt, wenn man theoretisch arbeiten will. Es gehört zum Hausrat jedes Theoretikers und von den originellen Leistungen unserer Zeit ist es jedenfalls das weitaus erfolgreichste geworden. Seine Botschaft wird die wissenschaftliche Arbeit begleiten bis in eine ferne Zukunft und bis in eine ferne Zukunft wird es ein Denkmal hohen Wollens und hohen Könnens sein.

Die zweite Auflage (1902) — gleichsam inter arma des politischen Lebens erschienen — war ein unveränderter Abdruck der ersten, aber in den Jahren 1904 bis 1909 galt die ganze

Kraft v. Böhm-Bawerks dem erneuten „Durchdenken des gesamten Stoffes“. Und nach „fünfjähriger strenger Denkarbeit“, bei der er „keine Falte“ seiner Lehre ungeprüft gelassen (vgl. Vorrede zur dritten Auflage, zwei Halbbände, 1909 und 1912) und sein Werk aus der inzwischen gewonnenen inneren Distanz betrachtet hatte, legte er es in seinen Grundlagen unverändert der Öffentlichkeit wieder vor. Er hatte die fast unübersehbare Literatur dieser Probleme von zwanzig Jahren mit unendlicher Sorgfalt durchgearbeitet und seine Auffassungen nur bestärkt gefunden, übrigens auch das frohe Bewußtsein gewonnen, daß sein Werk Wurzel gefaßt und den Strom wissenschaftlichen Denkens machtvoll in das von ihm gemauerte Bett gezogen hatte. Auch der schöne, einfache Plan blieb unverändert. Trotzdem ist diese Auflage ein neues Buch und auf Schritt und Tritt sieht man die Früchte einer reichen Nachernte aufgehäuft. Ganz unverändert sind nur wenige Abschnitte. Fast alle sind vermehrt, besonders ist der über den Kapitalbegriff auf das Doppelte seines früheren Umfangs angewachsen. Einzelne Abschnitte und Unterabschnitte sind neu. So die über „Eine wichtige Parallelerscheinung der kapitalistischen Produktionsumwege“ (p. 162 bis 172), „Die Wertgröße beliebig käuflicher Güter“, „Wert und Arbeitsleid“ (p. 300 bis 306), „Zusammenfassung (der Werttheorie)“ (p. 306 bis 310), dann der besonders wichtige Abschnitt: „Psychologisches Nachwort zur Werttheorie“ (p. 310 bis 346), der sich mit dem fundamentalen Problem des Zusammenhanges unserer Grundannahmen mit hedonistischen Auffassungen des menschlichen Motivilbens, dem nicht weniger fundamentalen Problem des Größencharakters der Gefühle und endlich mit der dornigen Frage der Schätzungen und der Vergleichbarkeit von Wertgrößen befaßt. Endlich der Unterabschnitt über „Die Aufgaben der Preistheorie“ (p. 346 bis 357), der dieser letzteren nunmehr als Einleitung dient. Aber die selbstkritische Überschau, die ihn durch alle Räume seines Gebäudes und über allen Grund ringsum geführt hatte, legte ihm den Wunsch nahe, über vieles ausführlicher zu sprechen, als es im Text möglich war und so schloß er dieser Auflage außer den beiden Anhängen der ersten noch zwölf weitere „Exkurse“ bei, im ganzen — mit jenen beiden — einen Band von 471 Seiten. „Der in theoretischem Denken nur halbe Arbeit

zu machen wünscht, wird sie (die Exkurse) eher als Belästigung empfinden. Ich scheue mich nicht, es darauf ankommen zu lassen“, so schrieb er im Vorwort zum zweiten Halbband. In der Tat — niemals konnte ihn etwas hindern, ganze Arbeit zu tun. Obgleich zunächst als Amplifikationen von Textausführungen und als kritische Auseinandersetzungen gemeint, sind manche dieser Exkurse in sich abgeschlossene Monographien. Sie machen das Werk zu einem Handbuch der ökonomischen Theorie. So darf man wohl sagen, daß es ihm vergönnt war, sein Lebenswerk zu vollenden.*)

Eine Ergänzung desselben aber findet sich nicht darin, obgleich er sie seit langem im Auge gehabt hatte. Er hat sie uns in seiner letzten Arbeit gegeben, in dem Artikel: „Macht oder ökonomisches Gesetz?“ (im letzten Hefte dieser Zeitschrift). Oft trat ihm auf seinem literarischen Wege das Schlagwort entgegen, die ökonomischen Vorgänge im allgemeinen und die Verteilung des Produktionsertrages im besonderen würden durch die soziale Macht der Klassen und nicht durch rein ökonomische Werterscheinungen beherrscht. Ein Schlagwort nur, aber es ist verbreitet, und auf unserem Arbeitsfeld ist man nicht in der Lage, Schlagworte geringschätzen zu dürfen. Auch liegt da ja gewiß ein Problem, mit dem er sich schon zur eigenen Beruhigung über die Festigkeit seines Baus auseinandersetzen mußte. Das hat er denn getan und im Anschluß daran zugleich wichtige Fragen der Lohntheorie untersucht. Für uns ist diese Arbeit auch von Bedeutung durch die eingestreuten Hinweise auf die Richtung, in der die weitere theoretische Forschung sich bewegen solle, auf jene zahllosen Detailprobleme, deren Umrisse noch undeutlich in weiten Fernen liegen. Wie eine letzte Botschaft muten diese Hinweise an, — die er uns zukommen lassen wollte, ehe er schied.

In diesen einheitlichen Plan, außerhalb dessen nur ganz wenige Arbeiten stehen, von denen wir mehrere später erwähnen werden, gehört aber noch eine Leistung, die ihren inneren Sinn aus dem

*) Kurze Darstellungen seiner Theorie bot er in dem Artikel: „Une nouvelle théorie sur le capital“, *Revue d'économie* 1889 und seinen Artikeln „Kapital“ und „Zins“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Auch der Artikel „The function of saving“, *Amer. Acad. Ann.* 1901, gehört in diesen Problembereich.

Parallelismus seines Wollens mit dem wissenschaftlichen Wollen von Marx gewinnt, die Marx-Kritik, die er unter dem Titel „Zum Abschluß des Marxschen Systems“ nach dem Erscheinen des dritten Bandes des Kapitals, als Beitrag zur Festgabe für Karl Knies (Berlin 1896) publizierte (russische Übersetzung seines Beitrags, Petersburg 1897, englische Übersetzung desselben, London 1898). Marx hat zahllose Kritiker und Apologeten gehabt — so viele wie kaum ein anderer Theoretiker, höchstens hat Böhm-Bawerk selbst nunmehr eine ähnliche Anzahl. Aber die meisten jener Kritiken und Apologien leiden an einem von zwei Mängeln: Entweder liegt das Hauptinteresse der Kritiker und Apologeten anderswo als im wissenschaftlichen Kern des Werkes, und sie springen daher ab nach geschichtstheoretischen, philosophischen, politischen und anderen, vom Standpunkt jenes „Kerns“ irrelevanten Dingen. Oder sie sind dem Autor und dem Werk nicht völlig gewachsen, sie reichen zu wenig hoch an beiden herauf. Das nun gibt Böhm-Bawerks Kritik ihre Bedeutung: Sie faßt den Kern und nur den Kern der Sache an und sie zeigt in jeder Zeile den Meister, an der Größe des Kritisierten die Größe des Kritikers. Deshalb hat diese Kritik im Gesamtbild des Lebenswerks Böhms einen hervorragenden Platz und deshalb wird sie nie aufhören, soweit der theoretische Gehalt des Marxschen Werks in Betracht kommt, die Marx-Kritik zu sein. Doch kann ich nicht weiter auf sie eingehen.

III.

Vor dem Versuch, einen Grundriß seines Gedankenbaus zu entwerfen, wäre noch vieles zur allgemeinen Charakteristik seiner Arbeiten und seines Arbeitens zu sagen. Ich habe, so stark ich konnte, die fast künstlerische Einheit des Plans seines Lebenswerks und die militärische Promptheit und eiserne Energie seiner Durchführung betont, die schlechthin jeder Aufgabe, sowohl jeder produktiven Anstrengung wie jeder Selbstbeschränkung gewachsen war. Dasselbe gilt nun für jede einzelne seiner Publikationen, bis zu den Rezensionen, die er, namentlich in früheren Jahren, gelegentlich schrieb. Stets ordnet sich jede Arbeit seinen Grundgedanken ein — dient sie irgendwie einem von ihnen —, nie konnte er sich an Sorgfalt im einzelnen genügen. Kaum je war

ihm ein Gegner zu unbedeutend, um studiert und berücksichtigt, nie ein Seitenweg des Gedankens zu schmal und steil, um bis ans Ende verfolgt zu werden. Nie verschmähte er das Detail der gelehrten Arbeit, nie erstickte er damit sein eigenes Feuer. Jede Arbeit — und jeder Satz in jeder Arbeit — war stets das Resultat allersorgfältigster Erwägung, jede Arbeit ist bis ins einzelne ausgefeilt und in sich schlechthin vollkommen. Nie vertraute er einem bloßen Eindruck, nie begnügte er sich mit einer einzigen Niederschrift. Daher kommt die kristallklare Disposition des Gedankengangs in jedem kleinen Artikel, daher auch jene kraftvolle Reserve im Ausdruck, die ihn nie weitergehen ließ, als bis zum Punkte, wo das für seinen Zweck Nötige aufhörte. Kein Autor ist freier von jenen energielosen Abschweifungen, von jenem Lungern des Gedankens, dem weniger aktive Geister als er leicht verfallen. Daher kommt es, daß er nie in die Lage kam, etwas, was er einmal veröffentlicht hatte, widerrufen zu müssen oder zu sollen. Daher auch, daß sein Gebäude, einmal aufgeführt, in allen Punkten „hielt“, und daß er selten auch nur umzuformulieren hatte. Daher endlich, daß ihm seine Werke stets Freunde blieben, sich niemals gegen ihn wandten.

Nach der Einteilung Ostwalds wäre also v. Böhm-Bawerk als ein typischer „Klassiker“ zu bezeichnen. Dem entspricht auch der Stil seiner Arbeiten. Er ist ernst, geradlinig, reserviert. Der Autor läßt die Sache sprechen und lenkt uns durch kein Feuerwerk ab. Eben darin liegt der zweifellos starke ästhetische Eindruck des Wortgewandes, daß es die logischen Formen des Gedankenganges präzise, aber ungezwungen wiedergibt. Trotzdem ist sein Stil sehr persönlich und man kann einen Satz von ihm in jeder Gesellschaft erkennen, bei aller Regelmäßigkeit seiner Syntax. Seine Sätze — schönbehauene Marmorblöcke — sind oft lang, aber nie verwickelt. Ganz leise fühlt man den Einfluß der Regierungs- und Verwaltungssprache, auch juristischer Stil- und Ausdrucksformen. Aber das ist nie störend. Im Gegenteil zeigt sich dabei, daß jene offizielle Sprache ihre Stilqualitäten hat, die in der richtigen Hand nicht wirkungslos sind. Der Ausdruck und die „Temperatur“ der Darstellung sind stets dem Anlaß angepaßt, bedächtig und kühl in der Exposition, voll Energie und Schärfe an entscheidender Stelle und im Resumé. Der Autor

denkt nicht daran, die Gliederungen der Darstellung zu verhüllen und scharf treten die Cäsuren hervor. Wortspiele fehlen. Und kaum jemals findet sich ein Hauch jener liebenswürdigen Fähigkeit heiterer Konversation — ich weiß keinen adäquaten Ausdruck für „playfulness“ —, die ihm im Verkehr so sehr eigen war. Aber bei strengstem Maßhalten steigert sich der Ausdruck oft zu rhetorischer Wirkung und oft hat er sehr glückliche Wendungen gefunden und unvergeßbare Sätze und Worte geprägt.

Wir haben gesehen, wie seine Zeit und sein Arbeitsfeld Böhm-Bawerk zwingen, ein Kämpfer zu sein und daß er der Kämpfer für die Sache der ökonomischen Theorie des modernen Typus wurde. Jetzt möchte ich die Art seiner gewaltigen Fähigkeit für Kontroverse näher charakterisieren. Der wissenschaftliche Kämpfer kann seine Klinge in sehr verschiedener Weise führen. Da gibt es zunächst jene, die fortreißen wollen — auch den Gegner — aber vor allem die Zuschauer. Besonders auf unserem Gebiete, um dessen Grenzpfähle ja stets das Feuer politischer Leidenschaft lodert, ist diese Art der Kontroverse häufig und wirksam. Mit Entrüstung — politischer, selbst moralischer Natur — stürzt man oft auf den Gegner los, um seine Lehre zu zerstampfen wie ein siamesischer Elefant einen Verurteilten. Man überzeugt so nicht, man braucht auch gar nicht zu überzeugen. Man sammelt durch die Fanfaren des Schlagworts eine Partei um sich, die ihrem Helden zujubelt, auch ohne von der konkreten Kontroverse viel zu wissen. Man siegt da im Zeichen der Gesetze der Massenpsychologie, denen so oft auch das Reich des Gedankens gehorcht. So hat Böhm-Bawerk nie gekämpft. Wir müssen seine Kampfesart bei der anderen Gruppe kontroversieller Methoden suchen. Eine von diesen letzteren ist von vornherein ausgeschlossen, denn es ist klar, daß er damit nichts zu tun hat: Das Schweigen. Das ist hier nicht oder nicht bloß im Sinne verwerflichen „Totschweigens“ eines Autors gemeint. Vielmehr ist oft der Standpunkt berechtigt, daß man das Urteil über eine gegnerische Ansicht am besten der Zukunft überläßt. Böhm-Bawerk dachte nicht so, und ließ sich auch nie durch das Bedenken abschrecken, daß manche argumentative Mißgeburt erst dadurch, daß sie diskutiert wird, Lebensfähigkeit gewinnt — und wirklich verdankt auf diese Weise mancher Autor seinen

Namen nur ihm, denn innerhalb der Grenzen physischer Möglichkeit hat er jeden einer kritischen Beachtung gewürdigt. Eine Art der Kontroverse, die für die Nationalökonomie mit Rücksicht auf die Schärfe der Richtungsgegensätze innerhalb ihres Gebiets sehr wichtig ist, besteht darin, jede Streitfrage in eine Methodenfrage aufzulösen, sich auf seinem methodischen Standpunkt zu verschanzen und den Gegner von da aus summarisch zu verurteilen. Das hat v. Böhm-Bawerk nie getan. Ich könnte höchstens zwei oder drei Fälle in der langen Reihe seiner Kämpfe und Siege anführen, in denen er die Methode des Gegners eine Rolle spielen läßt. Sonst stellte er sich stets selbst auf dessen methodischen Standpunkt. Nahe verwandt mit dieser Art von Kontroverse ist jene, bei der an philosophische oder soziologische Hintergründe — und oft Hintergedanken — appelliert wird. Davon wurde Böhm-Bawerk durch seine eigene theoretische Arbeit bewahrt, die ihn stets unfehlbar das Wesentliche an einem Argument sehen und erkennen ließ, wie groß der Abstand und wie lose die Beziehung zwischen der konkreten theoretischen Behauptung und jenem Hintergrunde ist. Eine allgemeine — und zweifellos oft unentbehrliche — Methode der Kontroverse ist die Durchführung einer negativen Verifikation einer Theorie. Sie ist nicht die Böhm-Bawerks. Stets ging er tiefer und nie begnügte er sich mit dem auf unserem Gebiet so unverläßlichen Hinweis auf unanalysierte Tatsachen. Seine Methode war vielmehr — ich möchte sie die Methode des argumentativen Frontalangriffs nennen —, direkt auf das gegnerische Argument loszugehen, so wie es sich darbot, und einen theoretischen Gegenbeweis gegen alle oder einzelne Punkte desselben anzutreten. Nie blieb er bei der Diskussion der Grundgedanken des Gegners stehen, immer hielt er sich an die spezielle, ihnen gegebene Form, an den speziellen Beweis, den er auf seine Festigkeit hin untersuchte, und sehr genau nahm er es mit dem Wortlaut. Das macht seine Kritiken zu so unschätzbaren Denkübungen auf dem speziellen Gebiet der inneren Logik der Gedankengänge.

Man kann kein guter Kontroversialist sein, ohne ein guter und vor allem ein vornehmer Mann zu sein. Und in diesem Punkt, der eine Belastungsprobe für Charaktereigenschaften ist wie wenige Dinge im Leben und an dem sich oft, wo man es

am wenigsten vermutet, die unliebenswürdigsten Züge offenbaren, ist Böhm-Bawerks leuchtendes Beispiel über jede Bewunderung erhaben. Er stand früh auf einer Höhe, von der der Blick auf die meisten Fachgenossen notwendig abwärts gerichtet sein mußte. Aber er verriet nie, weder in einem Wort noch in einer Miene, ein Bewußtsein dieser Tatsache — auch nicht in der verfeinerten Form patronisierenden Lobes. Und wie er nie auf jemand herabsah, so hat er nie jemand ironisiert. Auch nie verraten — was mitunter vorgekommen sein muß —, daß ihm ein Argument oder eine Attitude eines Gegners ein Lächeln abgenötigt habe. Er sah sehr klar in Menschen und Dinge und weder seinem Blick noch seinem Urteil dürfte leicht etwas entgangen sein. Aber er schreibt stets mit einer ruhigen Achtung jedes Gegners, im schlimmsten Fall mit kühler Reserve. Er ist oft in ungebührlicher, mitunter in lächerlich ungeziemender Weise, gelegentlich auch mit grober Unhöflichkeit angegriffen worden. Daß er stets musterhaft höflich blieb, das ist ja gewiß etwas, was bei uns, leider Gottes, selten ist. Aber es ist nicht ohne Beispiel. Daß er auch jede verletzende Wendung unterließ, die innerhalb formeller Höflichkeit stets möglich ist, das ist viel mehr. Daß er wissenschaftliche Differenzen nie auf seine persönlichen Beziehungen wirken ließ, vielmehr mit manchen seiner entschiedensten Gegner in herzlichem Verkehr stand, ist noch mehr, aber nur, was zu jeder hohen Gesinnung gehört. Aber daß er auch mit seinen rücksichtslosesten Gegnern nie aufhörte, zusammenzuarbeiten, daß er der Leistung nie entgelten ließ, was der Autor gesündigt haben mochte, das dürfte ohne viele Beispiele sein.

IV.

Wenige Worte genügen zur Charakterisierung seiner methodischen Anschauungen. Die Methode, mit der er arbeitete und die in seiner Hand ihre Kraft so glänzend bewies, war durch die Natur seines Problems und seiner individuellen Anlage gegeben. Das Problem war, jene allgemeinsten Gesetzmäßigkeiten zu beschreiben, die sich an jeder Sozialwirtschaft zeigen — zu allen Zeiten und bei allen Völkern, wenngleich für uns zunächst die kapitalistische Wirtschaftsform als die komplizierteste von jenen, die wir kennen, in Betracht kommt. Die Existenz solcher

Gesetze erklärt sich daraus, daß sie aus dem Wesen des Wirtschaftens und aus jenen sachlichen Notwendigkeiten folgen, denen dieses Wirtschaften immer und überall unterworfen ist. In der reinen Ökonomie handelt es sich also stets darum, die Formen der unendlich mannigfaltigen Wirklichkeit auf Erklärungsprinzipien zurückzuführen und zu diesem Zwecke solche Prinzipien aufzufinden und in alle ihre Konsequenzen, welche dann zur Erklärung und Verknüpfung der Erscheinungen der Wirklichkeit um uns dienen, zu verfolgen. Weil nun die in Betracht kommenden Grundtatsachen des Wirtschaftens, wie die Erfahrung lehrt, einfach und uns schon aus der Praxis des Lebens bekannt sind und sich überall, wenn auch in sehr verschiedenen Gestalten, wiederholen, so ist die Aufgabe, die jenes Problem stellt, zunächst und vor allem eine analytische. Das heißt, eine besondere Arbeit der Tatsachensammlung ist für jenes Problem nicht mehr nötig, jedenfalls tritt sie zurück hinter der Aufgabe der gedanklichen Verarbeitung jener Tatsachen und der Entwicklung ihrer Konsequenzen. Diese Aufgabe kann nicht anders als durch gedankliche Isolierung der uns interessierenden Erfahrungselemente und durch Abstraktion von sehr vielen anderen Dingen gelöst werden. Auch der Historiker muß — nur daß er es nicht systematisch und daher unvollkommen tut — solche Theorie treiben, sowie er mehr tut als Material zu sammeln, und sowie er von allgemeinen Gründen und Folgen sprechen will. Und diese Theorie ist zwar abstrakt und durch die Kluft vieler Hypothesen von der unmittelbaren Wirklichkeit getrennt, wie jede Theorie, aber sie ist realistisch und empirisch genau so wie die Theorie der physikalischen Erscheinungen. Wo es sich freilich um Anwendungen und ferner auch, wo es sich um konkrete Detailuntersuchungen handelt, da ist neues, planmäßig zu sammelndes Material unentbehrlich. Da aber v. Böhm-Bawerks Problem eben das der großen Züge der inneren Logik des Wirtschaftsablaufs war und es ihm weder auf Anwendungen, noch auf Detailresultate ankam, so war seine Methode die der theoretischen Analyse, die des exakten Gedankengangs. Und seine individuelle Anlage wies ihm denselben Weg.

Ebenso einfach wie gesagt werden kann, wie er methodisch handelte, kann auch angegeben werden, wie er methodisch dachte. Er war ein Mann der wissenschaftlichen Tat. Problemen

und Resultaten galt sein Interesse, nicht Methodendiskussionen. Und als geborenem Forscher waren ihm die methodischen Notwendigkeiten jeder Problemgruppe in jedem praktischen Fall so selbstverständlich, der methodische Instinkt des geborenen Forschers sprach in ihm so klar, daß allgemeine Erörterungen über Methode nicht nach seinem Geschmack waren. Nur gelegentlich äußerte er sich darüber, vor allem an den folgenden Stellen: Erstens in der Vorrede zur ersten Auflage der „Positiven Theorie“ (p. VIII bis X). Kurz und bündig weist er da auf die Notwendigkeit des theoretischen Weges hin, im übrigen aber jede Gegnerschaft gegen andere Forschungsweisen weit von sich: „Ich bin frei — oder ich bemühe mich wenigstens frei zu sein — von jeder methodischen Einseitigkeit“, so sagt er uns hier, was er einmal aus anderem Anlaß auch so ausgedrückt hat: Er billige jeden Genre wissenschaftlicher Arbeit sauf le genre ennuyeux. Zweitens gelegentlich einer Besprechung von Schmollers Essay-sammlung „Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften“, in Conrads Jahrbüchern (1890, N. F., Bd. XX). Das ist seine ausführlichste Äußerung über das Thema.*) Hier tritt noch deutlicher hervor, daß von einem Gegensatz zur historisch-ethischen Schule bei ihm nicht oder doch nur in dem Sinne die Rede sein konnte, daß er deren Tendenz zur Alleinherrschaft und zur Unterdrückung jeder anderen Forschungsrichtung für schädlich hielt. „Ich verlange ja nichts weniger als eine blinde Anerkennung für die abstrakten Deduktionen, sondern nur, daß die zur Methode gewordene blinde Verwerfung derselben aufhöre.“ „Ich wünsche überhaupt nicht irgend einen Kampf zwischen beiden Methoden, sondern ihre Versöhnung und ihr fruchtbares Zusammenarbeiten.“ Und seine Ansicht über das ganze Thema drückt der Schlußsatz aus: „Wenig oder nichts über Methode schreiben und dafür um so tüchtiger mit allen Methoden arbeiten.“ Hier zeigt er wie die Notwendigkeit, so auch die Schranken der Theorie: Auch ihm wäre „ein lediglich abstrakt-deduktiver Sozialpolitiker ein Greuel“. Und noch immer ist dieser Artikel die beste Quelle für eine klare, konzise und eminent ge-

*) Übersetzt nach dem Titel: „The historical vs. the deductive method in Political Economy“. *Annales of the American Academy of Political and social Science* I (1890).

sunde — außerdem von aller Schärfe freie — Auffassung dieser Dinge. Drittens hat er erst jüngst Worte methodischer Mahnung gesprochen, diesmal für eine andere Gruppe von Gegnern der ökonomischen Theorie, für die Gruppe Pariser Soziologen, die sich um das Institut international de Sociologie schart. Das war gelegentlich seiner Wahl zum Präsidenten desselben. Da publizierte er in der Revue internationale de Sociologie (20^e année 1912) einen Artikel, betitelt: Quelques remarques peu neuves sur une vieille question, dessen Inhalt in seinem ruhigen, bescheidenen Ernst und seiner schönen Form auch anderwärts beherzigt zu werden verdient — besonders die inhaltsschwere, so unendlich treffende Mahnung — daß, wenn die Soziologie nicht bald ihren Ricardo fände, sie unvermeidlich ihren Fourier finden würde. Und viertens ist der, wie erwähnt, in der dritten Auflage der „Positiven Theorie“ neu hinzugefügte Unterabschnitt „Die Aufgaben der Preistheorie“ methodologischen Inhalts. Wieder einen andern Gegner gab es da, nämlich jene deutschen Theoretiker, die die Existenz allgemeiner Preisgesetze leugnen.

Alle diese Äußerungen haben einen bestimmten, defensiven Zweck. Er schiebt mit ihnen Hindernisse aus dem Wege, die dem Verständnis seines Werkes entgegenstehen oder der Richtung, der er sich angeschlossen, Schwierigkeiten machen konnten. Er genügt da seiner Kämpferpflicht für erkannte Wege und Ansichten, seiner Mission als Verkünder von Resultaten, die nur eine Methode gewinnen konnte, an deren Notwendigkeit der Praktiker nie glaubt und auch die damalige wissenschaftliche Welt nicht glaubte. Diese Äußerungen sind nicht Selbstzweck. Deshalb bringen sie keine erkenntnistheoretischen Untersuchungen, dringen sie nicht in den Untergrund des wissenschaftlichen Gedankens ein. Dafür hatte dieser Mann des positiven Resultats keine Zeit. Und wie er dafür wenig übrig hatte, so lag ihm auch wenig an jenen Verfeinerungen der Formen des Gedankengangs, wie sie die Freude anderer Geister sind, die darüber oft ganz auf den Inhalt vergessen. Übrigens erklärt sich das auch aus der konkreten Stelle, an der er in der Geschichte unserer Wissenschaft steht. Er gehörte zu sehr zu jenen Ersten im Felde, denen es sich um die Hauptsache allein handeln kann und die „Verfeinerungen“ den Epigonen überlassen können und müssen.

Er gleicht dem Baumeister, nicht dem Dekorateur eines Hauses, er war ein wissenschaftlicher Pfadfinder, nicht ein wissenschaftlicher Salonmann. So kümmerte er sich wenig darum, ob man wirklich von Gründen und Folgen oder bloß von Funktionen sprechen kann. So spricht er gelegentlich von verhältnismäßig kleinen Mengen, wo man nur von verschwindend kleinen sprechen darf. So gebraucht er den Ausdruck Grenznutzen unterschiedslos für einen Differenzialquotienten und für das Produkt dieses Differenzialquotienten mit einem Mengenelement. So hat er die Formcharaktere der Wertfunktion, die bei ihm auch noch als diskontinuierliche Wertskala erscheint, nicht ganz erschöpfend definiert. Und so nimmt sich namentlich seine Preistheorie neben der der Männer von Lausanne etwa so aus wie die Gestalt eines alten Germanen neben der eines Höflings Ludwig XV. Annahmen über den Verlauf von Funktionen drückt er einfach durch konkrete Zahlenreihen aus. Aber das macht ja nichts. Die Zukunft wird sich das schon von selbst zurechtschleifen. Für ihn handelte es sich ja um grundlegende Wahrheiten, und die hat er besser und wirksamer in seiner Weise dargelegt, als es sonst gegangen wäre. Seine Preistheorie ist trotzdem die beste, die wir haben, diejenige, die auf alle Grundfragen und Grundschwierigkeiten am besten — und sozusagen männlichsten — antwortet.

Bei der Betrachtung eines so umfassenden Werks, das wie eine gewaltige Eiche die Äste nach allen Seiten in den Tag streckt, liegt besonders dem deutschen Nationalökonom die Frage nach seinem philosophischen Hintergrund nahe. Darauf gibt es nur diese Antwort: Wie immer er sich selbst mit diesen Dingen auseinandergesetzt haben mag, in welcher Weise er jenes innere Hindernisrennen zurückgelegt haben mag, das keinem erspart bleibt, sicher hat nichts davon auf sein Werk abgefärbt. Dieses Werk ist mit jeder sozial- wie allgemeinphilosophischen Stellungnahme vereinbar. Ich habe schon gesagt, daß sein klarer Blick sehr wohl die Größe der Kluft sah, die jede positive Analyse von Tatsachen vom philosophischen Hintergrunde trennt. Und er begnügte sich mit dem diesseitigen Ufer, auf dem allein unser wissenschaftliches Wollen Dinge schaffen kann, die von der Allgemeingültigkeit der Logik sind. Seine Darstellung aber mit Philosophie zu verbrämen, ihr dadurch im Auge weiter Kreise

einen trügerischen Glanz zu verleihen — das lag seinem ganzen Wesen fern. Deshalb sind alle seine Äußerungen über jenes Reich mit schwankem Boden negativer Natur. Er hat sich prinzipiell gegen jede Allianz sozialwissenschaftlicher Forschung mit irgend einer philosophischen Richtung ausgesprochen. Besonders hat er sich gegen den Utilitarismus gewandt — denn dazu lag ja ein praktischer Anlaß darin, daß vom Laien immer eine notwendige Allianz zwischen der ökonomischen Theorie und dem Utilitarismus vermutet wird — und in diesem Punkte ist er soweit gegangen ausdrücklich zu erklären, daß er nicht Utilitarier sei. Sonst hat er nur gelegentlich, so wie Gestalten wie „Individualismus“, „Egoismus“ usw. seinen Weg kreuzten, betont, daß er mit der Rolle, die sie in der Philosophie spielen, nichts zu tun haben wolle. Und wichtig ist hier denn auch nur, daß sein System nicht etwa mit „individualistischen“ oder „rationalistischen“ Hypothesen steht und fällt. Er hat darauf deutende Ausdrucksweisen nicht ängstlich vermieden, aber nur deshalb nicht, weil sie einfach und üblich sind. Und immer ist es möglich, eine solche Formulierung zu wählen, daß alles, was von irgend einem Standpunkt aus anstößig sein könnte, verschwindet.

Sowenig wie mit Philosophien hat er mit außerhalb der seinen liegenden Disziplinen geprunkt. Nationalökonomien tun das gern. Ihre Wissenschaft ist ja jung und vielfach bietet sie wenig. Da füllt man das, was man nicht selbst zu füllen vermag, mit allerlei Material aus, da blickt man lüstern über die Grenzen, um nach Gelegenheit zu Anlehen zu spähen, und gern posiert der Nationalökonom als Polyhistor. So ist denn das Gebiet ins Uferlose gewachsen und gleicht an manchen Stellen populärwissenschaftlichen Darbietungen. Böhm-Bawerk hielt sich davon fern. Sein Interessenkreis zwar war überaus weit. In seiner Jugend namentlich hatte er auch historische und naturwissenschaftliche Studien getrieben. Aber er kannte die Grenzen der Kraft des Einzelnen und achtete sie.

Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung sein Verhältnis zur Soziologie. Zum Teil der Notwendigkeit folgend, diesen gewaltigen Neubruch zu bestellen, zum Teil aber auch der Linie des geringsten Widerstandes — strömen die Ökonomen diesem Gebiet zu und dieser Aderlaß an Arbeitskraft erklärt manches an

der deutschen Volkswirtschaftslehre. Böhm-Bawerk ließ sich nicht in diese Strömung ziehen, er wollte nur Ökonom sein. Und als solcher fürchtete er für den Fortschritt der Wissenschaft, wenn er sah, daß Schwesterdisziplinen, die methodisch und inhaltlich so tief unter der Ökonomie standen, wie diese unter den Naturwissenschaften, ihr soviel Kräfte entzogen und alle jene Feuilletonistik in ihrem Gefolge mit sich brachten, die sich an alle Disziplinen rankt, die über keine wohltrainierte Fachmeinung verfügen. Er war zu sehr Mann ganzer Arbeit, um in den Anregungen, die das ja auch der Ökonomie bringen mußte, eine volle Kompensation zu sehen und so ist er den verschiedenen soziologischen Richtungen der Gegenwart zeitlebens fremd geblieben. Und er kannte die Realitäten des Lebens zu genau, um sentimental über die Notwendigkeit zu klagen, daß jeder, der Echtes leisten will, sich auf ein enges Gebiet beschränken und alle Vorwürfe der Menge über Spezialistentum über sich ergehen lassen muß — oder um schwächlich und nervös von Thema zu Thema zu springen.

Hierher gehört auch die Tatsache, daß er fast nie an der Diskussion von Tagesfragen teilnahm. Von jeder politischen Stellungnahme hat er sich ferngehalten und sein Werk gehört keiner Partei. Als Gelehrter wenigstens — durch die Tat hat er ja so manche Tagesfrage, manch großes praktisches Problem behandelt — hat er meines Wissens sich nur einmal, nämlich in den drei Artikeln (in der „Neuen Freien Presse“ vom 6., 8. und 9. Jänner 1914) über „Unsere passive Handelsbilanz“, über eine „praktische“ Frage geäußert. Und da zeigte er sich als ein Meister solcher Diskussionen: Wie leicht und klar analysiert er da, wie versteht er es, ohne den Boden des unmittelbaren Problems und den Gesichtskreis des Laien zu verlassen, die Tatsachen in große historische und sachliche Zusammenhänge zu stellen und zu durchleuchten, welche prächtigen eindrucksvollen Sätze bieten die Summe der einzelnen Schritte des Gedankengangs dem Leser dar — schön geschnittene Steine! „Die drohenden Geldbewegungen bewirken zumeist schon das, was im Falle ihrer Unwirksamkeit die wirklichen Geldbewegungen hervorrufen müßten.“ „Die Zahlungsbilanz befiehlt, die Handelsbilanz gehorcht, nicht umgekehrt.“ „Man sagt und es wird wohl richtig sein, daß bei uns

sehr viele Private über ihre Verhältnisse leben. Aber gewiß ist, daß seit einiger Zeit sehr viele unserer öffentlichen Körperschaften über ihre Verhältnisse leben.“ „Die Finanzen waren bei uns der Prügelknabe der Politik“ usw. Dem Autor dieser Artikel kann weder Interesse, noch Verständnis, noch die höchste Stufe dieser speziellen Art von Talent abgesprochen werden. Dennoch blieb er den Diskussionen des Tages fern — warum? — Nun, eine Wissenschaft, die so lebendige — und meist so schmerzende — Nerven berührt wie die Nationalökonomie, wird immer in die Tagesdiskussion gezogen werden. Nicht durchaus zu ihrem Nachteil. Die Tagesfragen bieten ihr Anregungen und Probleme — aus ihrer Diskussion ist ja die Wissenschaft zum Teil entstanden. Aber dieses Verhältnis zwischen den Tagesfragen und der Wissenschaft ändert sich mit dem Fortschritt der letzteren. Die Diskussionen des Tages, beherrscht durch den praktischen Zweck und begrenzt durch den Gesichtskreis ihres Publikums, vertragen keine längeren Gedankengänge, keine tieferen Untersuchungen, keine feineren Methoden. Sie halten die Wissenschaft fest auf dem Niveau der populären Argumente, die zum Teil noch dieselben sind wie vor zweihundert Jahren. Sie sind also auf „Augenblicksproduktion“, auf eine Art von Produktion gerichtet, die einer wirtschaftlichen Produktion ohne Maschinen analog ist und sie lassen den Forscher in ihrem Flug nicht zu Ruhe und Atem, nicht zu wirklicher wissenschaftlicher Arbeit kommen — bestenfalls können sie Anwendungen bereits vorhandener Erkenntnis sein. Aber sie sind faszinierend, sie sind oft von der Glut politischer Leidenschaft umstrahlt, und so ist es denn dahin gekommen, daß viele Ökonomen ihnen ihre ganze Kraft, die meisten einen guten Teil ihrer Kraft widmen. Das ist einer der Gründe, warum es auf unserem Feld so langsam weitergeht. Soweit ist es gekommen, daß aus einem einer Forschung von weiteren Zielen gewidmeten Leben dem Nationalökonom ein Vorwurf gemacht werden kann, daß theoretische Untersuchungen oft von Fachgenossen so betrachtet werden, wie der Analphabet die Wissenschaft überhaupt betrachtet, daß die elementare Tatsache vergessen wird, daß praktische Früchte nur tragen kann, was vor Jahrhunderten „theoretische Spielerei“ war. Ein solcher Arbeiter für die Jahrhunderte, die kommen, war nun Böhm-Bawerk und

er begriff die Pflicht trotz aller Lockungen, den Tag seinen Weg gehen und die Leute reden zu lassen.

Ich habe die letzten Seiten aus zwei Gründen geschrieben. Erstens ist das Gesagte wesentlich zum Verständnis der Leistung seines Lebens. Es kann so leicht ein Kritiker auftreten, der in aller Unschuld und Überzeugung in allen den erwähnten Punkten Mängel sieht. Und es ist nicht wahrscheinlich, daß zunächst jene Leistung in ihrer konkreten historischen Verumständung entsprechend gewürdigt werden wird. Zweitens aber sollte die Botschaft seines Lebens an uns auch in diesen Punkten formuliert werden. Er griff nie nach dem äußeren Erfolg, er schritt nie den leichten Weg, er hat nie nach fachlicher oder allgemeiner Popularität gestrebt. Ja selbst von den Möglichkeiten zu eigener Befriedigung außerhalb seiner Aufgabe hat er sich viele versagt. Mögen wir alle das beherzigen! Denn wem gefiele es nicht, sich an den Diskussionen des Tages zu beteiligen, wer würde nicht gern den Leuten mitteilen, was er zu wissen glaubt, oder, von der harten Arbeit ablassend, umliegende Gebiete durchstreifen? Wen freute nicht der Beifall — der ja da ohneweiters winkt? Aber die Marksteine menschlicher Erkenntnis können so nicht weiter hinausgerückt werden und eine ernste Mahnung zu der dazu nötigen Entsagung klingt uns aus seinem Werk und seinem Leben entgegen.

V.

Wie aus unserer Übersicht über sein Lebenswerk hervorgeht, kann man sein ökonomisches Lehrgebäude und die Gesamtheit seiner Leistungen und Anschauungen am besten an der „Positiven Theorie“ darlegen, und das will ich jetzt versuchen.

Von den Problemen der theoretischen Ökonomie im eigentlichen Sinne des Worts — in dem Sinne, in welchem die Soziologie des Eigentums, der Organisationsformen, der freien Konkurrenz usw. nicht dazu gehört, da diese Probleme ja methodisch und inhaltlich eine Sache für sich sind, und in dem Sinn, in welchem das soziale Werturteil über die beschriebenen Tatsachen und eine praktische Stellungnahme zum sozialen Parteienstreit nichts mit ihr zu tun haben — sind darin nur wenige nicht behandelt. Das sind, soviel ich sehe, die folgenden:

1. Der Grundprozeß des sozialen Wirtschaftslebens kann an einer einzelnen Volkswirtschaft gezeigt werden — eine Volkswirtschaft ist theoretisch ein vollständiger Organismus, zu dessen Verständnis es prinzipiell nicht nötig ist, die Beziehungen zu anderen Volkswirtschaften zu kennen, wenngleich selbstverständlich das sehr wesentlich für die Erkenntnis der konkreten Situation einer konkreten Volkswirtschaft ist. Auch jene Beziehungen der Volkswirtschaften untereinander haben ihre Theorie, allein sie ist Selbstzweck — zum größten Teil übrigens bloß eine Anwendung fundamentalerer Sätze — und trägt zur Erkenntnis des Wesens des sozialen Wirtschaftsprozesses nichts bei. Da es sich v. Böhm-Bawerk aber um dieses Wesen handelte, und dessen Untersuchung durch ein Hereinziehen der internationalen Wertbildung nur kompliziert worden wäre, ohne daß sich dabei für das erste neue Resultate hätten ergeben können, so betrachtete er stets eine isolierte Volkswirtschaft, und eine Theorie der internationalen Werte findet man in seinen Hauptwerken daher nicht. Einen Beitrag dazu enthalten übrigens die drei erwähnten Artikel in der „Neuen Freien Presse“, aus denen sich die Umrisse einer solchen Theorie in wesentlichen Punkten erkennen lassen.

2. Eben diese Artikel enthalten auch eine seiner ganz wenigen und kurzen Bemerkungen zum Geldproblem, nämlich die Bemerkung, daß der Quantitätstheorie ein „unverwüstlicher Kern“ innewohne, wozu ähnliche Äußerungen in anderen Werken (darunter eine in der „Positiven Theorie“) kommen. Ich bin mir bewußt, wie gefährlich es ist, solche kurze Andeutungen unter die Lupe zu nehmen, aber ich glaube es wagen zu können, seine Auffassung dahin zu formulieren, daß die Quantitätstheorie, korrekt ausgedrückt, für jene Anlässe, die außerhalb der Spezialprobleme des Geldes überhaupt vorkommen, brauchbar und richtig genug sei und daß man sich dabei beruhigen könne. Sicher hielt er sie nicht für eine tiefgehende Erklärung. Aber ebenso sicher für sachlich zutreffend innerhalb des Walles schützender Annahmen. Doch eine Geldtheorie hat er uns nicht gegeben. Sie lag außerhalb seines Problemkreises. Seit die Ökonomie die primitiven bullionistischen und merkantilistischen Anschauungen überwunden hat, ist sie fast widerspruchslos der Auffassung gewesen, daß

das Geld — der Rechenpfennig der Volkswirtschaft — nur ein Schleier und Ausdruck der tieferen Vorgänge und für deren Wesen bedeutungslos sei. v. Böhm-Bawerk stimmte dem zu.

3. Mehrere Problemgruppen stellen sich vom Standpunkt der Theorie als Anwendungsgebiete der Preis- und Verteilungslehre dar, und haben mit Rücksicht auf ihre praktische Bedeutung zu reichen Entwicklungen derselben und vielen Einzelresultaten geführt (Theorie der Steuerüberwälzung, die Detailfragen der Monopoltheorie, Theorie der Wirkungen von politischen Eingriffen in den Verteilungsprozeß usw.). Die „Positive Theorie“ geht auf diese Detailuntersuchungen, die nur den Schritt des Gedankengangs gehindert und seine Formen verhüllt hätten, nicht ein. Aber eine hierhergehörige Spezialarbeit findet sich in dem Artikel „Macht oder ökonomisches Gesetz?“ Und zwar eine Untersuchung der Frage, wieweit Streiks den Satz des Reallohns dauernd erhöhen können. Ich möchte nochmals auf diesen Artikel hinweisen, der eine der ersten Leistungen der österreichischen Schule auf diesem Gebiet der theoretischen Spezialuntersuchung und ein Paradigma für Untersuchungen ähnlicher Art ist.

4. Die „Positive Theorie“ enthält ferner nichts über das Krisenproblem. Der Grund dafür wird uns klar, wenn wir die meines Wissens einzige Äußerung v. Böhm-Bawerks über dasselbe vernehmen, nämlich seine Besprechung der „Geschichte der nationalökonomischen Krisentheorien“ von v. Bergmann (in dieser Zeitschrift 1896). Aus ihr ergibt sich, daß v. Böhm-Bawerk in dem Krisenphänomen nicht die Konsequenz einer der Volkswirtschaft oder einer besonderen Organisationsform derselben notwendig eigenen Ursache und vielleicht überhaupt kein in tieferem Sinn einheitliches Phänomen, sondern nur das jeweils anders zu erklärende Resultat irgend welcher hinreichend großen, prinzipiell aber zufälligen Störung im Wirtschaftsleben gesehen haben dürfte. Deshalb gab es dann für die Krisentheorie keinen Platz in seinem Werk.

5. Ein Fremdkörper im Leibe der ökonomischen Theorie, der sich aber seit den Physiokraten darin eingenistet hat, ist das, was man als „Bevölkerungslehre“ zu bezeichnen pflegt und dessen interessantester Punkt bisher die Diskussion über das sogenannte Bevölkerungsgesetz von Malthus war. Auch dafür war

natürlich weder in der „Positiven Theorie“ noch in einem anderen seiner Werke Platz. Aber vielleicht ist es nicht uninteressant, eine Bemerkung aus dem Artikel „Macht oder ökonomisches Gesetz?“ zu zitieren (p. 268). v. Böhm-Bawerk erwähnt, daß das letzte Jahrhundert eine Glanzzeit des Fortschritts gewesen sei und fügt in parenthesi hinzu: „eines so stürmenden Fortschritts, daß viele durch ihn geblendete Enthusiasten allen Ernstes auch an den ehernen Grundlagen des Malthusschen Gesetzes zweifeln zu dürfen glauben!“

Aber abgesehen von diesen Dingen enthält die „Positive Theorie“, wie gesagt, eine Darstellung des Gesamtgebiets der ökonomischen Theorie. Wert, Preis und Verteilung sind die drei Gipfel, die als Richtpunkte dienen können, alles andere ist um sie gruppiert, unter anderem auch die Kapitalstheorie.

Der soziologische Rahmen ist, entsprechend dem Gesagten, nur angedeutet. v. Böhm-Bawerk wiederholt nicht immer wieder, daß er die innere Logik des wirtschaftlichen Geschehens untersuche und daß die Leute, die streng danach handeln würden, nicht viel mehr als Rechenmaschinen wären. Immerhin nimmt er an, daß die untersuchten Momente stark genug seien, um sich im großen und ganzen in der Wirklichkeit geltend zu machen. Die Frage nach dem präzisen Verlauf der Grenzen dieser Momente, Fragen wie die nach den Klassenzusammenhängen und ihrer Funktion und wirtschaftlichen Rolle, nach dem Einfluß von Rassenunterschieden, nach der Entwicklung jener rationellen Fähigkeiten, auf die so manches in der modernen Wirtschaft zurückzuführen ist, nach der Genesis und Sozialpsychologie des Marktphänomens usw. berühren alle sein Problem nicht und wären von dessen Standpunkt nur Abschweifungen gewesen. So finden wir einfach die Wirtschaftssubjekte, von deren außerwirtschaftlichen Beziehungen zueinander abgesehen wird, in die Kategorien Arbeiter, Kapitalisten, Grundeigentümer und Unternehmer geteilt, die durch ihre wirtschaftlichen Funktionen und diese allein charakterisiert sind und sich im übrigen in den für diesen Zweck in Betracht kommenden Eigenschaften nur eventuell graduell — durch Intensität ihrer Handlungsweise oder Weite ihres Gesichtskreises etwa — aber nicht prinzipiell unterscheiden: Die Menschen kommen also für den Zweck der Untersuchung nur als

Arbeiter, Kapitalisten, Grundeigentümer und Unternehmer und gleichsam als Vertreter der Logik der Situation von Arbeitern, Kapitalisten, Grundeigentümern und Unternehmern in Betracht.

Arbeiter und Grundeigentümer sind vorweg durch den Besitz der durch ihre Bezeichnung angedeuteten Produktionsmittel und deren wirtschaftliche Funktion charakterisiert. Dabei ist es für das Verständnis der Verteilungstheorie wesentlich, dieses letztere Moment im Auge zu behalten: Es ist im Grunde nicht der Arbeiter, dem der Verteilungsprozeß einen Ertrag zuschwemmt, sondern die Arbeit, und — was sehr wichtig ist — ebenso nicht der Grundeigentümer, sondern der Grund und Boden selbst. Es handelt sich also, um einen in Amerika üblichen Ausdruck zu gebrauchen, den v. Böhm-Bawerk in seiner letzten Arbeit billigend erwähnt hat, für die Theorie zunächst und als ihre erste Aufgabe, um „funktionelle“, nicht „personale“ Verteilung, weshalb es ganz verfehlt wäre, bei Böhm-Bawerk etwa eine Tendenz nach „Rechtfertigung“ der Einkommensbezüge zu suchen: Er will erklären, wieso der Besitz bestimmter Produktionsmittel zu bestimmten Einkommensbezügen führt — ob die Besitzer dieser Produktionsmittel etwas persönlich dazu leisten, was den Einkommensbezug als ihre persönliche Schöpfung erscheinen läßt, ob sie ihn gar in irgend einem Sinn „verdienen“, ob sie ihn überhaupt tatsächlich erhalten oder er ihnen durch außerwirtschaftliche Mächte abgenommen wird oder werden „soll“ — alles das sind Fragen, die das theoretische Problem nicht berühren und denen v. Böhm-Bawerk nicht präjudizieren wollte.*)

Arbeiter und Grundeigentümer leben in letzter Linie von dem, was ihre Produktionsmittel hervorbringen. Aber jeweils leben sie nicht von dem Produkt, in dessen Produktion ihre Produktionsmittel gerade engagiert sind — denn dieses Produkt ist ja noch nicht genußreif —, sondern von Produkten, die vorher produziert wurden, und ihnen diesen „Subsistenzmittelfonds“, der sie während jeder konkreten Produktion erhält, beizustellen, ist die Funktion der Kapitalisten. Man kann also sagen, daß Arbeiter und Grundeigentümer jeweils von Vorschüssen der Kapitalisten leben. Und zwar immer und überall. Es ist dazu nicht

*) Namentlich hat er immer das „sozialpolitische“ und das „theoretische“ Zinsproblem geschieden.

nötig, daß diese Funktionen sich auf verschiedene Wirtschaftssubjekte verteilen und daß die Volkswirtschaft überhaupt modernen Charakter trage. Ebenso wie sich die „Tauschgesetze“ der Theorie auch auf das Verhalten ganz primitiver Wirtschaftssubjekte, die den „Tausch“ scheinbar gar nicht kennen, anwenden lassen, so gilt das eben Gesagte auch für den primitiven Jäger, der mit Proviant versehen zu seiner „Arbeit“ auszieht. Er vereinigt die Funktionen von Arbeiter und Kapitalisten und lebt vom Resultate früherer Jagdzüge, die aus dem Resultate des gegenwärtigen wieder ergänzt werden sollen und insofern „Vorschüsse“ auf denselben sind. Wenn das befremdend klingt, so liegt das nur an den modernen Assoziationen, mit denen die betreffenden Ausdrücke für uns verbunden sind. Nun ist der Gedanke, daß die Arbeiter jeweils von „Vorschüssen“ der Kapitalisten leben, in der Nationalökonomie sehr alt. Er reicht bis hinter die Klassiker zurück und verblaßte dann in der nachklassischen Zeit. Aber seinen vollen Inhalt zeigte der Gedanke — wie sich aus dem folgenden ergeben wird — erst in der Hand v. Böhm-Bawerks. Und er verallgemeinerte ihn auch auf die Grundeigentümer, was nicht nur im Interesse der Einheit der ganzen theoretischen Konstruktion von Bedeutung war, sondern auch einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der Verteilungstheorie begründete. Freilich — indem ich das schreibe, wird mir bewußt, wie wenig eine so kurze Darstellung von Grundgedanken sagen, wie wenig sie namentlich deren Fruchtbarkeit gerecht werden kann.

Die Gestalt des Unternehmers tritt im theoretischen Bilde von Böhm-Bawerks zurück. Seine Funktionen als Betriebsleiter und Spekulant werden zwar erwähnt, meist aber kommt er in einer Eigenschaft zu Worte, die ihm nur sehr oft, aber nicht notwendig zukommt, in der Eigenschaft eines Kapitalisten, eines mit eigenem Kapital arbeitenden Industriellen.

Aus dieser Darlegung schon lassen sich die allgemeinen Grundformen des sozialen Wirtschaftsprozesses, wie v. Böhm-Bawerk sich ihn dachte, ohneweiters ablesen, und ebenso die Kategorien von rein wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Wirtschaftssubjekten, die er notwendig mit sich bringt und die in der Form von Tauschakten auftreten. Einer näheren Ausführung bedarf nur noch die Rolle des Kapitals darin.

Mit dieser beginnt v. Böhm-Bawerk seine Darlegungen in der „Positiven Theorie“. Das hat seinen Grund in der darstellerisch so praedominierenden Rolle des Kapitalzinsproblems, die wieder daher kommt, daß er hier völlig Neues, für das alle Vorbedingungen erst zu schaffen waren, zu leisten hatte. Deshalb liegt es ihm vor allem am Herzen, uns an das Kapitalproblem heranzubringen und deshalb ist das erste, was er uns — in der „Einleitung“ schon — sagt, eine Mahnung, zwei grundverschiedene Seiten dieses Problems auseinanderzuhalten, deren Vermengung einer der häufigsten Irrtümer der populären wie der wissenschaftlichen Diskussion war: Das Problem des Kapitals als Hilfsmittel der Produktion und das Problem des Kapitals als Träger des Kapitalzinses. Nichts liegt ja näher, als den zweifellosen Zusammenhang beider schon ipso facto als Zinstheorie zu betrachten und einfach zu sagen: Das Kapital ist bei der Produktion unentbehrlich und „trägt“ dabei Zinsen wie das Produktionsmittel „Kirschbaum“ das Produkt „Kirschen“ „trägt“. Und das ist der Angelpunkt eines jener fundamentalen Irrtümer, die von Böhm-Bawerk in lebenslangem, unermüdlichen Kampf aus dem Gebiet der Wissenschaft verdrängt hat, so daß er sich in jener naiven Form kaum mehr bei einem oder zweien Ökonomen von Namen findet. An der Schwelle seines Gebäudes weist Böhm uns nochmals darauf hin, um dann in die Theorie des Kapitals als Produktionswerkzeugs einzugehen. So sehr ich wünschte, die logische Schönheit des Gedankengangs in seiner Geschlossenheit vorzuführen, so wenig kann ich verhindern, daß alle kleineren Glieder der Kette zu Boden fallen. Genüge es also zu sagen, daß v. Böhm-Bawerk von der Untersuchung des Wesens des Produktionsvorgangs ausgeht und daß der Reiz dieses ersten Abschnittes, der sonst Dinge behandelt, die heute wenig diskutiert werden und keinem großen Interesse begegnen, darin liegt, daß in ihm die Grundmotive des Folgenden anklingen.

Produktion ist Raumversetzung des Stoffes zum Zweck der Entstehung von Dingen, mit denen wir unsere Bedürfnisse befriedigen können. Diese Auffassung, die schon die der Klassiker war, ist der erste Markstein auf seinem argumentativen Weg. Jener Zweck wird vollständiger erreicht, wenn die Wirtschaftssubjekte ihre Arbeitsaufwendungen nicht unmittelbar auf solche

„Raumversetzungen“ richten, deren Resultat ein zur Bedürfnisbefriedigung geeignetes Objekt ist, sondern wenn sie zuerst andere durchführen, deren Resultat andere, nicht genußfähige Objekte sind, mit deren Hilfe aber solche Befriedigungsmittel besser zustande gebracht werden können, in welchem Fall dann das Gesamtergebnis bei gleicher Aufwendung größer ist — wenn die Produktion also Umwege einschlägt. Darin — und das ist der zweite „Markstein“ — liegt gleichsam die ökonomische Philosophie des Werkzeugs oder überhaupt des „produzierten Produktionsmittels“ und die Definition seiner produktiven Rolle. Der Gedanke, auf dessen Exemplifizierung und Begründung nicht eingegangen werden kann, ist natürlich ebenfalls sehr alt und an sich sehr einfach. Aber aus verschiedenen Gründen ist er erst durch Böhm-Bawerk in dieser Weise formuliert und in seinem theoretischen Sinn völlig ausgebeutet worden, namentlich zur Behandlung des Zeitmoments, aus dem sich neun Zehntel der Grundschwierigkeiten der theoretischen Konstruktion des sozialen Wirtschaftsprozesses ergeben. An ihn hat sich dann wie an alle Punkte der Böhm-Bawerkschen Lehre eine sehr ins Einzelne gehende Diskussion schon über seine Richtigkeit, viel mehr noch über seine Bedeutung entwickelt, deren wichtigste Leistungen der Leser in der dritten Auflage im Text und in den Exkursen erwähnt und erörtert findet.

Dabei ergibt sich ein wichtiges Nebenprodukt des Gedankengangs, nämlich eine Auffassung des Wesens des „Kapitalismus“. Das Realphänomen oder die Realphänomene, an das oder an die wir bei diesem Worte denken, ist natürlich Gegenstand von Erörterungen sehr verschiedener Kategorien. Nicht nur wissenschaftlicher, politischer, ethischer usw., sondern auch sehr verschiedener innerhalb der Wissenschaft, so vor allem soziologischer, sozialpsychologischer, kulturtheoretischer und historischer. Für die reine Ökonomie und also auch für v. Böhm-Bawerk kam nicht alles das, sondern die Frage nach dem rein ökonomischen Charakteristikum in Betracht, das den kapitalistischen Wirtschaftsprozeß vom nicht kapitalistischen allgemein — und abgesehen von allen konkreten historischen Einzelfällen und auch von den soziologischen oder kulturellen Konsequenzen desselben — unterscheidet. Darauf nun antwortete er: Die kapitalistische Produktion ist jene,

die die erwähnten „Umwege“ einschlägt, ihr Gegensatz, die kapitallose Produktion, ist jene, die direkt — ohne erst Produktionsmittel, z. B. Werkzeuge, zu produzieren — auf ihr Ziel losgeht, also etwa die primitive Nahrungssuche. Und Kapital ist dementsprechend „nichts anderes als der Inbegriff der Zwischenprodukte, die auf den einzelnen Etappen des ausholenden Umwegs zur Entstehung kommen“. Da handelt es sich also nicht um eine bloße Definition, sondern um eine Theorie. Und es ist wichtig sie zu verstehen. Sie leugnet natürlich nicht, daß sich die moderne Wirtschaft sehr erheblich von den Wirtschaftsformen der Vergangenheit unterscheidet. Sie leugnet auch nicht, daß in einem sozialistischen Staat — der nach ihr heute also auch „kapitalistisch“ produzieren müßte — der Wirtschaftsprozess anders vor sich gehen würde als jetzt. Aber sie sagt, daß alle jene Charakteristika, die von der Wissenschaft wie von der sozialen Kritik an das Phänomen des Kapitalismus geknüpft werden, nichts mit dem ökonomischen Wesen des kapitalistischen Produktionsprozesses zu tun haben, daß namentlich das Privateigentum an Produktionsmitteln überhaupt und an Kapitalgütern im besonderen, ferner das System der Lohnarbeit, das Produzieren für den Markt usw. für das Wesen dessen, was den kapitalistischen Wirtschaftsprozess in dem gleichwohl allgemein üblichen Sinn ausmacht, irrelevant sind, eine Auffassung, deren wichtigstes Element in der Behauptung liegt, zu der wir noch kommen werden, daß Kapitalzins auch in einer sozialistischen Volkswirtschaft entstehen, wengleich da — was ja vom Standpunkt der funktionellen Verteilung Nebensache ist — nicht Privaten zufließen würde. „Kapitalistisch“ ist also so gut wie jeder Produktionsprozeß und es kann sich da nur um ein mehr oder weniger handeln, sodaß die kapitalistische Produktionsweise nicht als Merkmal für eine bestimmte Wirtschaftsform oder Wirtschaftsperiode dienen und namentlich die Eigenart moderner Wirtschaft nicht in deren Eigenschaft kapitalistisch zu sein gesucht werden kann.

Es war nicht v. Böhm-Bawerks Art, solche Resultate behaglich vor dem Leser auszubreiten. Er dachte wie jener Physiker, der erklärte, sich mit einem bestimmten Gedankengang nicht weiter abgeben zu wollen, weil er zu technisch und finanziell

verwertbaren Resultaten führe und deshalb ganz von selbst ausgearbeitet werden würde. So muß man die Begründung für das, was er in den unscheinbaren Definitionen auf p. 21 der „Positiven Theorie“ vorwegnimmt, aus dem Ganzen seines Systems schöpfen. Und nur bezüglich des Problems des „Zinses im sozialistischen Staat“ hat er Ausführlicheres geboten, wozu wir noch kommen werden.

Nun macht sein Gedankengang halt, um auf den „Streit um den Kapitalbegriff“ einzugehen. Ein Physiker würde die Begriffsdiskussionen der Nationalökonomien schlechthin unbegreiflich finden und nicht verstehen, warum soviel Talent und Energie sich an ihnen verbrauchte. Sei daher hervorgehoben, daß solche Begriffsdiskussionen eine, freilich primitive, Form sachlicher Erörterungen sind und daß in den Begriffskonstruktionen außerdem so viele Fußangeln liegen, daß ein jeder von uns wohl oder übel der Notwendigkeit Tribut zahlen und sich beteiligen muß. Für von Böhm-Bawerks eigene Kapitalsdefinition war seine Auffassung vom Wesen des kapitalistischen Produktionsprozesses, die darin zu einem kürzesten Ausdruck kommt, bestimmend: Doch hätte er von der gleichen Auffassung aus noch etwas anderes Kapital nennen können, nämlich den Genußmittelvorrat, den Subsistenzfonds der Volkswirtschaft, welcher ja das Korrelat der Produktionsumwege ist, die ohne ihn nicht möglich wären und der aus der Produktivität dieser Umwege seine Bedeutung für das Zinsproblem schöpft. Der Zins stellt sich, wie wir sehen werden, nach v. Böhm-Bawerk als ein Wertagio dar und dieses Wertagio erscheint vor allem an den Genußgütern. So hätte manches dafür gesprochen, den Kapitalbegriff an diese zu knüpfen, doch schien Böhm-Bawerk die Bilanz terminologischer Zweckmäßigkeit für die andere Möglichkeit zu sprechen.

Der lange Abschnitt über den Streit um den Kapitalbegriff muß hier übergangen werden, ebenso wie die Untersuchung der Phänomene „Produktiv-“ und „Erwerbskapital“, die die gewonnenen Grundsätze anwendet. Und eine Anwendung und Ausführung, die freilich sehr weit und zu vielem Wichtigem führt, ist auch das zweite Buch über das Thema „Das Kapital als Produktionswerkzeug“.

Da werden wir zuerst zu dem Resultat geführt, das sich

schon im ersten Abschnitt des ersten Buches ankündigte, daß Bodennutzungen und Arbeit die elementaren wirtschaftlichen Produktivkräfte sind und daß daher das ja wirtschaftlich aus diesen beiden bestehende Kapital kein selbständiger Produktionsfaktor ist. Wiederum ist dieser Satz an sich sehr einfach, ja selbstverständlich. Auch wurde er schon oft ausgesprochen, in der prägnantesten Form schon von Sir W. Petty. Aber es machte niemand Ernst damit, niemand erkannte die analytischen Aufgaben, bei denen er ein fruchtbares Werkzeug sein konnte, kurz niemand erkannte seine theoretische Brauchbarkeit und überhaupt die Möglichkeit, ihn in einem theoretischen System streng durchzuführen und mit ihm einen gewaltigen Gewinn an Erkenntnis und Einheitlichkeit zu erzielen. Vielmehr wich man nach drei Richtungen von ihm ab. Schon die Physiokraten warfen ihn beiseite, indem sie ihre Lehre auf die Annahme alleiniger Produktivkraft der Natur einstellten. Ihr Beispiel kann uns zeigen, wie es mit derartigen Ausgangspunkten steht. Die physiokratische Behauptung, daß schließlich nur aus dem Schoß der Natur alle wirtschaftlichen Güter entspringen, ist an sich natürlich auch richtig, ganz so, wie jene Behauptung v. Böhm-Bawerks. Aber sie ist wertlos für die Zwecke der ökonomischen Betrachtung, und nicht auf die „Richtigkeit“ solcher Fundamentalsätze kommt es an, sondern die Leistung des Theoretikers beruht auf der zweckmäßigen Wahl seines Ausgangspunkts aus der unendlichen Fülle von an sich richtigen Anfangsbehauptungen. Die Klassiker sodann irrten zum Teil in der Richtung der Arbeit ab und erklärten sie für ausschließlich „produktiv“. Wiederum war das, in ihrem Sinn verstanden, nicht falsch. Aber es war für sie der darstellerische und logische Ausgangspunkt für eine Werttheorie, die mit den Tatsachen nicht stimmen wollte und zahllose Hilfhypothesen nötig machte. Zum Teil irrten sie — und besonders viele Epigonen — aber auch in der dritten Richtung ab. Sie erklärten das Kapital, das ja in jedem gegebenen Augenblick in bestimmter Menge vorhanden und für die Produktion wirklich sehr entscheidend ist, für die dritte produktive Großmacht. Wiederum an sich nicht notwendig falsch; aber dafür die Vorstufe zur naiven Behauptung, daß schon daraus allein der Zins folge. v. Böhm-Bawerks Verdienst war es nun, diese Dinge in Ordnung gebracht und jenen

Standpunkt gesehen, gewählt und durchgeführt zu haben, der uns an allen Klippen am besten vorbeigefahren läßt und die beste Ausbeute an Ein- und Aussicht gewährt.*) Namentlich die Verteilungstheorie empfängt aus dem völligen Parallelismus von Boden- und Arbeitsleistungen und deren Gegenüberstellung mit dem Kapital einen ihrer charakteristischen Züge.

Die nächste Anwendung besteht in der entscheidenden Verwertung des Gedankens von den Produktionsumwegen zur Behandlung des Zeitmoments. Die Produktionsumwege ergeben eine größere Produktmenge, aber erst in einer ferneren Zukunft als die unmittelbare Produktion, sie sind „zeitraubend“. Diese Kombination beider Momente und diese besondere Einführung des Zeitablaufs einer- und diese Auffassung von der Besonderheit des konstanten Kapitals andererseits ist ganz originell. Um den analytischen Fortschritt, den sie birgt, zu würdigen, geht man am besten auf die Ricardo-Marxsche Auffassung zurück. Ricardo wie Marx stellte sich das Problem unter den Gesichtspunkt des Einflusses, den die verschiedene Länge der Produktionsperioden in den einzelnen Industrien auf ihr (Arbeits-) Wertgesetz ausübte. Und beide versuchen — in übrigens verschiedener Weise, wie sich ihnen ja auch jenes Problem im einzelnen in verschiedener Weise darbot — diesen Einfluß als prinzipiell von geringer Bedeutung darzustellen, soviel als möglich zu unterdrücken, was dann für beide verhängnisvoll wird. Die große Synthese jener beiden Momente, diese Degagierung und Verknüpfung von Zeit und Mehrertrag ermöglichte erst eine sachgemäße, von Gezwungenheiten freie Theorie des Zeitablaufs im Produktionsprozeß und die Beleuchtung seiner eigentümlichen Doppelrolle. Das führt tief in das Verständnis der Wirtschaft und ganz nahe an das Zinsproblem heran. Aus dem Einfluß der technischen Mehrproduktivität der Produktionsumwege einerseits und der durch sie bewirkten Hinausschiebung des Erfolgs andererseits auf die Wertungen muß sich der Zins nach Böhm-Bawerk ergeben, die Frage ist da nur mehr wie. Und deshalb erhebt sich nun die

*) Dabei steht es uns frei, noch die Arbeit als den „aktiven“ mit dem Boden als den „passiven“ Produktionsfaktor zu kontrastieren, wie das Effertz (Arbeit und Boden, 1889) tat. Nur, daß sich dieser Kontrast als wenig relevant erweist.

Notwendigkeit, die Gesetze dieser Wertungen zu untersuchen, in die dann jene beiden Tatsachen eingebettet werden sollen.

Das ist in der Tat die nächste Etappe des Gedankengangs. Vorher aber war noch einiges andere zu erledigen. Als nächste Ausführung seines technischen Gesetzes von der Mehrgiebigkeit der Produktionsumwege, entwickelt v. Böhm-Bawerk die These, daß im allgemeinen immer weitere Ausdehnungen der Produktionsperiode immer weitere, aber immer sinkende Mehrerträge an Produktmengen liefern. Um von einer bestimmten Produktionsperiode bei Gütern reden zu können, bei deren Produktion in ihrem Lauf immer weitere Arbeitsmengen hinzukommen, wird der Begriff der „durchschnittlichen Produktionsperiode“ geprägt. Noch vieles wäre da anzuführen, namentlich eine wichtige Verallgemeinerung des Begriffes der Produktionsumwege, manches Moment aus der dann folgenden zusammenfassenden Erörterung der Funktionen des Kapitals und vieles aus der reichen Diskussion, die sich an alles das knüpfte. Aber das muß ebenso übergangen werden, wie die „Theorie der Kapitalbildung“, richtiger jener mehr äußerliche Teil derselben, der unter diesem Titel im letzten Abschnitt des zweiten Buches behandelt wird. Nur den Kernsatz wollen wir hervorheben: Man spart an Genußgütern, erspart dadurch Produktionsmittel und produziert damit Kapitalgüter — eine Auffassung, durch welche die Kapitalbildung also letztlich im Sparen verankert wird, ohne daß aber daraus, was überaus verlockend und ein häufiger Fehler der älteren Analyse ist, direkt irgend etwas für die Zinstheorie geschlossen würde. Noch sei betont, daß v. Böhm-Bawerk in der in jenem Satz enthaltenen Theorie noch lange keine „Rechtfertigung“ des Kapitalbesitzes erblickt, sich vielmehr bei dieser Gelegenheit wieder energisch gegen die „Verquickung des theoretischen und des sozialpolitischen Zinsproblems“ wehrt. „Gestehen wir an Rodbertus und Lassalle ohneweiters zu, daß das Ersparen keine moralische Heldentat und daher auch kein ausreichender sozialpolitischer Rechtfertigungsgrund des Kapitalzinses zu sein braucht, aber fordern wir dafür die Anerkennung der theoretischen Wahrheit, daß eine objektive Ersparung zur Kapitalbildung allerdings erfordert wird“, so schreibt er auf p. 204.

VI.

Gehen wir nun also zum zweiten Träger des Gebäudes, zur Wert- und Preistheorie über (III. Buch), die ebenso eine innere Einheit bildet und einen in sich geschlossenen Gedankengang enthält wie der erste Träger, den wir nun verlassen, um erst später das Stockwerk zu betreten, das auf ihnen beiden ruht. Aus schon erwähnten Gründen wollen wir uns hier besonders kurz fassen.

Die allgemeine Beziehung der Güter zu unserer Bedürfnisbefriedigung, die man — nicht ohne Gefahr eines Mißverständnisses — Nützlichkeit nennt, verdichtet sich zu jener für unser wirtschaftliches Verhalten relevanten Bedeutung, die wir — leider bloß auch, neben vielen anderen Dingen — als Wert (Gebrauchswert) bezeichnen, dann, wenn eine bestimmte Menge eines bestimmten Guts die erkannte Bedingung eines sonst zu entbehrenden Nutzens ist. Ob das der Fall ist, darüber entscheidet, bei Vorhandensein jener allgemeinen Nützlichkeitsbeziehung, die Größe jener „bestimmten Menge“ im Verhältnis zu unserem Bedarf: Damit Wert entstehe, muß sich zur Nützlichkeit auch — relative — Seltenheit gesellen. Mit Hilfe der Unterscheidung zwischen Bedürfniskategorien oder -Richtungen und Bedürfnisregungen und unter Berücksichtigung des Moments der Ersetzbarkeit kommt Böhm-Bawerk dann im Sinne Mengers und ebenso wie v. Wieser zu dem Gesetz der Abnahme des Grenznutzens bei fortschreitender Zunahme der „Deckung“, das heißt der besessenen Gütermenge, innerhalb jeder Bedürfnisrichtung und zur Lösung der alten Wertantinomie, der *contradiction économique*. Das Resultat spricht er in dem Satz aus: „Die Größe des Wertes eines Gutes*) bemißt sich nach der Wichtigkeit desjenigen konkreten Bedürfnisses oder Teilbedürfnisses, welches unter den durch den verfügbaren Gesamtvorrat an Gütern solcher Art bedeckten Bedürfnissen das mindest wichtige ist.“

Dieser Satz bedarf nun einer Reihe von Ausführungen, denen sich der Autor dann zuwendet. Namentlich ist die Anwendung des Satzes auf kompliziertere Fälle nicht immer leicht und eben

*) Genauer: „Des Gebrauchswerts eines Gutes für ein bestimmtes Wirtschaftssubjekt“.

daraus, daß man diese komplizierteren Fälle mit ihm nicht zu behandeln verstand, erklärt sich sowohl die Haltung der Älteren gegenüber dem Gedanken, das Gebrauchswertmoment zur Grundlage des theoretischen Bildes der Wirklichkeit zu machen, als auch die meisten und die am ernstesten zu nehmenden Einwendungen dagegen seitens der modernen Gegner der Grenznutzentheorie. v. Böhm-Bawerk nun hat da den Weg durch das Dickicht gebahnt und eine lange Reihe von Schwierigkeiten mit dem Maximum von Sorgfalt und Eleganz beseitigt und dadurch dem Grenznutzengedanken — zusammen mit v. Wieser — erst jene Nervenstränge eingesetzt, die ihn mit den Einzelheiten des wirtschaftlichen Getriebes verbinden. Es handelt sich da um die Behandlung von einzelnen Fällen, um das, was er Kasuistik nannte und wofür er ein ganz spezielles, in seiner Art schlechthin unerreichtes Talent hatte. Dabei war es sehr ungerecht, wenn auch menschlich begreiflich, wenn der entwaffnete Gegner, dem kein Argument mehr blieb, statt zu kapitulieren — was nicht leicht ein Gelehrter tut — nun eben über diese Einzelheiten zu spotten und „Robinsonaden“ für irrelevant zu erklären begann. Denn gerade bei v. Böhm-Bawerk bezieht sich jeder Satz auf das Leben und Weben der vollentfalteten Volkswirtschaft und nur zur einleitenden Demonstrierung der Grundsätze wird der — eben einfache — Fall eines ad hoc konstruierten isolierten Wirtschaftssubjekts gewählt, während gerade alles Nähere und alle die Lösungen von Spezialproblemen Schwierigkeiten gelten, die eben erst in der Volkswirtschaft entstehen. Vollends ungerecht war es, und nur gegen die betreffenden Gegner sprach es, wenn die Kritik sich mitunter gegen die ersten einführenden Seiten seiner Darlegungen wandte und zum Beispiel, weil er als ersten Fall die Wertgestaltung gegebener Gütervorräte behandelte — da er ja irgendwo anfangen mußte —, erklärte, die Grenznutzenschule nehme die Gütervorräte als gegeben hin und vernachlässige die Tatsache, daß sie ja produziert und durch Produktion vermehrbar seien! Während doch alle Sorgfalt Böhms und Wiesers darauf gerichtet war, zu zeigen, wie der Gebrauchswert die Produktionsprozesse beherrscht, und wie er sich im Mechanismus der Volkswirtschaft, unter der ihm scheinbar fremden Hülle desselben, im Angebot ebenso geltend macht wie in der

Nachfrage. Möge der künftige Historiker alles das wohl bedenken, wenn er das Bild von Böhm-Bawerks entwirft! Groß muß es auf alle Fälle werden, aber wie groß es ist, begreift man nur, wenn man den Hintergrund kennt.

v. Böhm-Bawerk löst alle jene Einzelprobleme der Wertgröße auf Grund des Fundamentalgedankens, dem er für die Zwecke dieser Problemlösungen die folgende Form gibt (p. 253), die dann jedesmal angewendet wird und die er das „Passe-partout“ für alle Schwierigkeiten des Wertproblems genannt hat: „Man muß einen doppelten Blick in die ökonomische Situation des wirtschaftenden Subjekts tun, von dessen Standpunkt die Wertschätzung vorgenommen werden soll. Einmal denkt man sich das zu schätzende Gut*) zum Gütervorrate des Subjekts hinzu und sieht, bis zu welchen konkreten Bedürfnissen herab jetzt die Befriedigung statthaben kann. Das zweite Mal denkt man sich jenes Gut vom Gütervorrate weg, und überschlägt wieder, wie weit herab die Befriedigung nunmehr noch reichen kann. Hierbei zeigt sich natürlich, daß jetzt eine gewisse Schicht von Bedürfnissen, und zwar die niedrigste Schicht derselben, ihre Deckung verloren hat: diese niedrigste Schicht zeigt den für die Bewertung maßgebenden Grenznutzen an.“ Und dieser Satz wird zunächst an einigen — der Einfachheit der Darstellung wegen aus der Wirtschaft des isolierten Wirts geschöpften — Fällen näher ausgeführt, worauf die Erörterung des wichtigen — an Fußangeln und deshalb, wie die Dinge bei uns stehen, an Einwendungen so reichen — Falles der Schätzung beliebig käuflicher Güter folgt. Nach dem „Passe-partout“ schätzen wir auch solche Güter nach dem Ausfall an Befriedigung, den ihr Verlust zur Folge hätte. Dieser Ausfall ist aber in diesem Falle gegeben durch den Genußentgang, der uns dadurch erwachsen würde, daß wir dann auf den Kauf jener Gütermenge verzichten müßten, die wir sonst, wenn wir das erstbetrachtete Gut nicht verloren hätten, hätten kaufen können. Jene Gütermenge, die uns durch diesen Verlust definitiv entgeht, ist daher nicht notwendig eine solche gleicher Art wie die verlorene, sondern sogar meist eine Menge anderer Güter. In diesem Fall also schätzen wir nach

*) Genauer: Die zu schätzende Menge eines bestimmten Gutes.

dem „Substitutionsnutzen“, womit ein sehr wichtiges Prinzip gewonnen ist.

Seine erste weitere Anwendung ist der Fall durch Produktion ersetzbarer — also, vom Standpunkt der Volkswirtschaft gesehen, fast aller — Güter. Und das führt dann in schöner logischer Entwicklung hinüber zur Wertung von Gütern, die verschiedener Verwendungen fähig sind, aus deren Theorie dann als spezieller Fall sich die Lösung des Problems vom „Gebrauchs- und Tauschwert“ ergibt.

Damit sind die Voraussetzungen zur Behandlung der Wertbildung „komplementärer Güter“ (Menger) geschaffen, jener Güter, die nur in Verbindung mit anderen ihren Nutzeffekt leisten. Der Wert einer Gruppe komplementärer Güter richtet sich nach der Größe des Grenznutzens, „den sie in ihrer Vereinigung stiften“ (p. 277), und das Problem ist nun, daraus die Werte der einzelnen Glieder solcher Gütergruppen abzuleiten. Nach den gewonnenen Grundsätzen ergibt sich die Regel (p. 283), „daß aus dem durch den Grenznutzen der gemeinsamen Verwendung bestimmten Wert der ganzen Gruppe zunächst den ersetzlichen Gliedern ihr fixer Wert*) vorweg zugeteilt, und der — je nach der Größe des Grenznutzens variable — Rest den nicht vertretbaren Gliedern als ihr Einzelwert zugerechnet wird“. In diesem Satz ist ein für die moderne Theorie fundamentales Prinzip ausgesprochen, das namentlich unter dem ihm von Marshall gegebenen Namen „principle of substitution“ in der Wissenschaft fast aller Richtungen zahllose Anwendungen gefunden hat. Man kann es sehr verschieden ableiten und aussprechen, und die Darstellung von Böhm-Bawerks unterscheidet sich im einzelnen sowohl von der Mengers, wie der v. Wiesers, mit denen ihm alle diese Grundgedanken gemeinsam sind.

Wiederum eine Anwendung dieser Theorie ist nun der nächste Schritt, mit dem eine Höhe erreicht wird, von der sich ein weiter Ausblick in das innerste Räderwerk der Volkswirtschaft eröffnet. Komplementäre Güter sind nämlich auch — und vor allem — die Produktivgüter, die zu einem produktiven Erfolg zusammenwirken, in letzter Linie also alle die verschiedenen Arten von

*) Der durch den Substitutionsnutzen gegeben ist.

Arbeits- und Bodenleistungen. Doch ihre Werte sind uns nicht unmittelbar gegeben. Direkt gegeben sind uns nur die Werte der Genußgüter, die unmittelbar Bedürfnisbefriedigungen auslösen. Sicher jedoch schätzen wir Produktivgüter nur deshalb, weil sie irgend wie zu Genußgütern führen und nur aus diesen Genußgüterwerten kann sich also vom Standpunkt der Gebrauchswerttheorie die Tatsache und die konkrete Größe auch des Werts der Produktivgüter ergeben. Aber es sind ja stets viele Produktivgüter an der Produktion des einzelnen Genußgutes beteiligt und ununterscheidbar scheinen ihre Anteile im Produktionserfolg gemischt. In der Tat hielt es vor Menger ein Nationalökonom nach dem andern für unmöglich, von unterscheidbaren Anteilen der Produktionsgüter am produzierten Genußgut zu sprechen, mit der Konsequenz, daß ein Vordringen auf diesem Wege ausgeschlossen und eben deshalb der Gebrauchswertgedanke wenig fruchtbar schien. Nun löst die Theorie der Werte komplementärer Güter dieses scheinbar hoffnungslose Problem von selbst und ermöglicht es uns, von einem bestimmten „produktiven Beitrag“ (Wieser) jedes Produktionsmittels zu sprechen und für jedes Produktionsmittel einen eindeutig bestimmten, aus seinen produktiven Verwendungsmöglichkeiten abgeleiteten, Grenznutzen zu finden, jenen Grenznutzen, der unter dem Namen Grenzproduktivität, final productivity, produttività marginale, productivité finale zum Grundbegriff der heutigen Verteilungstheorie und zum Grundprinzip unseres Verständnisses des Wesens und der Größengesetze der Einkommenszweige der wirtschaftlichen Klassen geworden ist. Und als Anwendung wieder dieser „Zurechnungstheorie“ (Wieser), die v. Böhm-Bawerk eine ihrer vollkommensten Formen verdankt, ergibt sich dann endlich das „Kostengesetz“, das dem alten System der Ökonomie als Grundprinzip diente, als ein Resultat und ein spezieller Fall des Grenznutzengesetzes: Auf Grund der Zurechnungstheorie wird das Kostenphänomen als ein Reflex des Gebrauchswertes begriffen und das Gesetz der Gleichheit zwischen Kosten- und Produktwert aus der Werttheorie abgeleitet — keine schönere logische Kette hat es je auf unserem Gebiet gegeben.

Doch gilt alles das zunächst nur für die Welt der Werte. Daß sich alle die Formen derselben auch im Mechanismus der Verkehrswirtschaft ausdrücken, kann völlig erst durch eine ent-

sprechende Preistheorie bewiesen werden. Da gilt es vor allem den Preis, und zwar zunächst den Genußgüterpreis aus den subjektiven Wertschätzungen der Tauschenden abzuleiten und sodann zu zeigen, wie der gesamte Lebensprozeß der Verkehrswirtschaft sich durch den Preismechanismus und alle die durch ihn vermittelten Wechselwirkungen zwischen allen Wirtschaftssubjekten und Gütermengen hindurch nach denselben Resultaten durchringt, die schon die Wertbetrachtung ergibt, daß er völlig auf ihrem Boden zu verstehen ist und daß nicht etwa der Grenznutzentheorie dasselbe passiert wie dem Wertgesetz Marx, das durch das Spiel der freien Konkurrenz, im besonderen durch die Gleichheit der Profitrate, wieder aufgehoben wird. Diese Untersuchung führen nicht alle Autoren gleich weit. Nach v. Wiesers Vorgang beschränken sich viele auf die Wertbetrachtung, ohne in das Gewirre der Probleme der Preistheorie einzugehen, von der nur einige Hauptsätze gleichsam vorausgesetzt werden, wodurch in der Tat die Grundlinien des Gedankengangs mit besonderer Klarheit hervortreten. So ergänzen sich die Werke Böhm-Bawerks und Wiesers sehr glücklich.

Böhm-Bawerk also wendet sich — nachdem er noch (in der dritten Auflage) einige früher erwähnte Themen erledigt hat — der Preistheorie zu und entwickelt erst jene Grundsätze, die sich für das Verhalten eines Wirtschaftssubjekts gegenüber der Tauschmöglichkeit auf Grund der Wertgesetze ergeben, und die Konsequenz dieser Grundsätze ist dann alles andere. Da behandelt er erst das (indeterminierte) Problem des Tausches zwischen nur zwei Wirtschaftssubjekten, dann die Fälle des Verkaufs- und Einkaufsmonopols und endlich den Fall beiderseitiger Konkurrenz, bei dem er zu jener so berühmten Formulierung gelangt, die der Ausgangspunkt so mancher Detailuntersuchung und „historisch“ geworden ist (p. 363): „Die Höhe des Marktpreises wird bestimmt und begrenzt durch die Höhe der subjektiven Wertschätzungen der Grenzpaare“, das heißt einerseits durch die Wertschätzungen des „letzten“ noch zum Tausche kommenden Käufers und des „tauschfähigsten“ unter den vom Tausche schon ausgeschlossenen Verkäufern und andererseits des mindesttauschfähigen noch zum Tausche gelangenden Verkäufers und des tauschfähigsten unter den schon vom Tausche ausgeschlossenen Kaufbewerbern. —

Alles das in den Grundzügen und ohne in das einzelne einzugehen und ferner — der darstellerischen Einfachheit halber — zunächst unter Annahme gegebener Gütermengen. Und für diese Annahme ergibt sich zunächst der Satz, „daß der Preis von Anfang bis zu Ende das Produkt von subjektiven Wertschätzungen ist“ und besonders, daß auf der Seite des „Angebots“ ganz gleichartige Kräfte wirken, wie auf der Seite der „Nachfrage“ und daß sich das alte Gesetz von „Angebot und Nachfrage“ als eine Konsequenz aus dem Grenznutzengesetz ergibt. Dann aber ist alles das auf die Produktion auszudehnen, auf den Fall der Preisbildung von Gütern unter Berücksichtigung der Variabilität ihrer Menge durch Produktion. Das geschieht im folgenden Unterabschnitt. Da kommen dann alle jene Bedenken zur Sprache, die so leicht zu Einwendungen werden, wie zum Beispiel die Tatsache, daß im praktischen Leben die Güter von ihren Besitzern oft nach dem Preis geschätzt werden, den sie erzielen können, so daß es aussieht, wie wenn nicht der Wert die Ursache des Preises, sondern vielmehr der Preis die Ursache der Wertschätzung wäre, dann die Tatsache, daß in der modernen Volkswirtschaft die Verkäufer sowohl der Genußgüter wie der Produktivmittel fast nie eine eigene Gebrauchswertschätzung für ihre Ware haben, weshalb man glauben könnte, daß hier die subjektive Preistheorie versagen muß usw. Es sind das alle die Schwierigkeiten, die sich überall ergeben, wo man das Wirken eines Grundprinzips in den zahllosen Verästelungen der Wirklichkeit verfolgen will, und sie machen noch heute manchem Fachgenossen zu schaffen. v. Böhm-Bawerk verläßt seinen Leser in keinem dieser Punkte. Er räumt ihm alle die wesentlichsten Hindernisse aus dem Weg und die Kette von Problemlösungen, die er bietet, wird noch lange die Basis weiterer theoretischer Forschung sein.

Den Schluß bildet — sodaß der Parallelismus von Wert- und Preistheorie und damit die logische Einheit dieser Etappe auch in sich streng durchgeführt wird — die Vorführung des Kostengesetzes diesmal im Gewande des Preises. Hier ergibt sich zunächst, daß die Preise, die sich aus dem Spiel aller subjektiven Wertschätzungen ergeben, im Gleichgewicht und bei freier Konkurrenz nach der Höhe des Kostensatzes tendieren, und zwar

ergibt sich das nicht als ein Postulat, sondern als Resultat aus dem Grenznutzengesetz, sodaß das Kostengesetz, das bei den Älteren eine so große Rolle spielte, erst im System der Grenznutzentheorie seinen wahren Sinn und vor allem seinen strengen Beweis erhält. Dabei ergibt sich auch, wie oberflächlich jene Formulierung ist, nach der die subjektiven Wertschätzungen die Oszillationen des Preises, die Kosten aber deren Gravitationszentrum, das sich in genügend langen Perioden herauszustellen strebt, bestimmen: Vielmehr bestimmen die subjektiven Wertschätzungen sowohl die Oszillationen wie das Gravitationszentrum, wengleich das letztere noch weiter durch die Geltung des Kostengesetzes — welches nun aber kein neues Prinzip mehr enthält — charakterisiert werden kann. Dabei ergibt sich endlich, inwieweit die Kosten „Zwischenursachen“ von Preisbewegungen im einzelnen Fall sein können und daß sich auch das immer aus dem Grenznutzengesetz erklären läßt. Und es entrollt sich schließlich das Panorama des volkswirtschaftlichen Prozesses, in welchem unter der Triebkraft der subjektiven Wertschätzungen die Produktivmittel der Volkswirtschaft ihre Verwendungen finden.

Ganz automatisch fallen uns nun die Grundprinzipien für das Verständnis von Lohn, Grundrente und Unternehmergewinn in den Schoß. Die letzten, die ursprünglichen Produktivmittel sind Bodennutzungen und Arbeitsleistungen. In sie lösen sich schließlich alle anderen Güter, Genußgüter wie Kapitalgüter, auf. Und direkt oder indirekt — letzteres durch Vermittlung der Kapitalgüter — muß, wie schon früher gesagt, der Produktwert auf Bodennutzungen und Arbeitsleistungen zurückstrahlen, die daraus ihren Wert und bestimmte Grenznutzen und, wie nun hinzuzufügen ist, dann auf dem Markt bei freier Konkurrenz diesen Grenznutzen entsprechende Preise erzielen müßten, eben die Löhne und die Renten. Der Lohn ist also nach v. Böhm-Bawerk — vorbehaltlich einer noch später hinzukommenden Ergänzung — der Preisausdruck des Grenzprodukts der Arbeit, ein jeder Arbeiter erhält das Produkt des Grenzarbeiters, die Arbeit wird nach ihrem „produktiven Beitrag“ entlohnt oder, wie man auch sagen kann, nach ihrer Grenzbedeutung für den sozialen Wirtschaftsprozess. Diese Lohntheorie, die soweit ganz der von Wiesers parallel geht, ist herrschend geworden, wo immer theoretische Ökonomie systematisch

betrieben wird und besonders in Amerika, England und Italien. Ganz dasselbe wäre nun auch für die Grundrente zu sagen, obgleich v. Böhm-Bawerk an dieser Stelle nur von der Arbeit spricht. Unter den erwähnten Annahmen würde also das gesamte Nationalprodukt sich in Löhne und Renten auflösen, und zwar nach dem Verhältnisse der Grenzproduktivitäten der verschiedenen Arten von Bodennutzungen und Arbeitsleistungen. So ergibt sich in fast dramatischer Plötzlichkeit eine Lösung dieser uralten Probleme, die an Korrektheit, Einfachheit und Fruchtbarkeit turmhoch über allen älteren Leistungen steht. Doch kann ich das nicht weiter ausführen.

Dieses Resultat ist gleichsam der Abakus der zweiten Säule des „Stockwerks“, um bei meinem früheren Bild zu bleiben. Wirkten keine anderen Momente als die behandelten, so gäbe es weder Unternehmergewinn noch Kapitalzins. Hier wäre nun der gesamte Inhalt der „Geschichte und Kritik“ in meine Darstellung einzuschalten, der die Unzulänglichkeit aller der Versuche dartun sollte, den Zins trotzdem in diesem Bild zu finden. Die Reihe negativer Beweise, die die „Geschichte und Kritik“ uns vorführt, tritt hier als notwendige Ergänzung zu dem positiven Beweis jener Behauptung. Besonders die wohl für immer klassische Kritik der „Produktivitätstheorie“ des Zinses käme hier in Betracht. Allein das muß ich mir versagen und so genüge es denn hervorzuheben, daß v. Böhm-Bawerk auf zwei Umstände hinweist, die jene Gleichheit zwischen dem Produktionserlös und der Kostensumme zerstören.

Die eine faßt er unter dem Namen „Reibungswiderstände“ zusammen. „Es stehen der rechtzeitigen Investierung der originären Produktionskräfte in die jeweils lohnendsten Genußverwendungen fast immer irgend welche große oder kleine, dauernde oder zeitweilige Hindernisse entgegen. Infolge davon wird die Versorgung und werden die Preise etwas unsymmetrisch“ (p. 423). Und so entstehen im Strom der Produktionsmittel Stauungen, die ein zeitweiliges, auch oft lange andauerndes Abweichen der Genußgüterpreise von der durch das Kostengesetz gegebenen Norm bewirken. Und daraus ergeben sich für die Produzenten auch Abweichungen des Erlöses nach oben und unten, die die Quelle der Unternehmergewinne aber auch der Unternehmerverluste sind.

v. Böhm-Bawerk schließt sich also jener Erklärungsart des Phänomens des Unternehmergewinnes an, die darin wesentlich eine Konsequenz der Unvollkommenheiten des Marktmechanismus sieht, aus welchen der Unternehmer infolge seiner Position überwiegenden Vorteil ziehen kann — wobei er sie zugleich überwinden hilft.*)

Die zweite Störungsursache ist der Zeitablauf und das ist die „Falte“, in der nach v. Böhm-Bawerk die Erklärung des Zinsphänomens zu suchen ist. Und damit betreten wir jenen Überbau über den skizzierten Grundlagen, der seine persönlichste Leistung ist und sich zum Teil wesentlich von den Auffassungen jener unterscheidet, die ihm sonst am nächsten standen, den Überbau, der seine Lösung des schwierigsten und tiefsten Problems der Wirtschaftstheorie enthält und dessen gewaltige Fassade Freund und Feind gleich imponiert. Sie drückt seinem Gesamtsystem einen charakteristischen Stempel auf, denn unsere Auffassung vom Zins wirkt ja, wie schon gesagt, geradezu auf unsere Ansichten über alle anderen Probleme, verästelt sich bis in die Ausläufer aller ökonomischen Diskussionen und sogar noch darüber hinaus in das weite Feld sozialer Vision.

VII.

Diese Zinstheorie ist Tausch- und Agiotheorie genannt worden. Ihr Fundament ist die These, daß gegenwärtige Güter höher geschätzt werden als solche, die ihnen in sonst allem gleichen und Bedürfnisse derselben Kategorie und Intensität befriedigen werden, aber erst in der Zukunft. Es handelt sich hier also um die Einführung einer neuen Tatsache, um die Bereicherung der Tatsachengrundlage der ökonomischen Theorie. Diese Tatsache steht aber nicht außerhalb des Wertprinzips, sondern ist eine Entdeckung einer besonderen Eigenschaft unserer Wertschätzungen — die vor Böhm-Bawerk nur gelegentlich „vorgeahnt“ und nur von Jevons prinzipiell betont worden war. Die Werttheorie nimmt diese Tatsache bei Böhm-Bawerk organisch auf und paßt sich ihr an, sodaß hier keineswegs die Kontinuität des Gedanken-

*) Diese Auffassung wird noch an zwei späteren Stellen (S. 512 und 651) präzisiert.

gangs und die Einheit der Grundauffassung zerstört wird, vielmehr auch die Zinstheorie bei ihm aus dem Grenznutzensgesetz folgt. Ein sehr entscheidender Zug dieser Zinstheorie ist gerade, wie er selbst es einmal ausspricht („Geschichte und Kritik“, p. 705, Anm.), die Durchleitung der Wirkung aller entfernteren Zinsentstehungsgründe durch das gemeinsame Zwischenglied eines Wertunterschieds zwischen gegenwärtigen und künftigen Gütern. Das heißt, der Zins ist einfach und einheitlich der Preisausdruck dieses Wertunterschieds, aus welchem er auf Grund der subjektiven Wert- und Preistheorie hergeleitet wird, und erst ein zweites, um einen Schritt entfernteres Problem ist dann, die Gründe dieses Wertunterschieds zu finden —, in welchen die übrigen wesentlichen Züge dieser Theorie liegen. In den schönen Seiten, in denen Böhm die Ergebnisse seiner „Geschichte und Kritik“ zusammenfaßt (pp. 606 bis 615 des ersten Bandes), hat er drei Gruppen von Zinstheorien unterschieden. Die erste erblickt im Zins ein Produktionsproblem, das heißt sie erblickt die Quelle des Zinses in der produktiven Kraft eines besonderen Produktionsfaktors, was, wie wir es heute in der der ganzen Theorie in Fleisch und Blut übergegangenen Ausdrucksweise von Böhm-Bawerks ausdrücken können, eine Verwechslung von physischer und Wertproduktivität involviert. Alle jene Theorien ferner, die in der Arbeit den einzigen Produktionsfaktor sehen, suchen nach dem Zins lediglich im Verteilungsprozesse, in welchem irgend welche Mächte die Arbeit eines Teiles ihres Produkts berauben. Hieher gehört die Ausbeutungstheorie. Diese ganze Gruppe von Theorien scheitert daran, daß die Konkurrenz jeden solchen Gewinn nach und nach wegschwemmen müßte. Die dritte Gruppe von Zinstheorien sucht nach dem Ursprung des Zinses zwischen diesen extremen Punkten, im Reiche der Wertungen. Und weil der Zins sicher ein Preiselement ist, so muß er da entspringen. In diese Gruppe gehört auch die Agiotheorie, sie ist *κατ' ἐξοχήν* die Werttheorie des Zinses. Nur aus dem Einfluß des Zeitablaufs auf die Wertschätzungen der Wirtschaftssubjekte ergibt sich nach ihr die Triebkraft, die einen Teil des volkswirtschaftlichen Güterstroms den Kapitalisten zufließen läßt.

In der folgenden Weise:

Streng genommen liegt in jeder planmäßigen Vorsorge für

unsere Bedürfnisbefriedigung schon eine Rücksicht auf die Zukunft und alles Wirtschaften steht daher — und, nach der Auffassung von Böhm-Bawerks über das Wesen des Kapitalismus, genau in dem Maß, in welchem das Wirtschaften „kapitalistisch“ ist — einerseits unter dem Einfluß von Bedürfnissen, die wir erst künftig fühlen werden, uns aber jetzt schon vorstellen können, und andererseits unter dem Einfluß der sachlichen Notwendigkeiten, denen wir in der Zukunft begegnen werden, die wir aber jetzt schon voraussehen können. Deshalb sind künftige Güter auch — und tatsächlich sind sie sogar der wichtigste — Gegenstand unseres wirtschaftlichen Verhaltens und unserer Wertungen. Offenbar werden diese Wertungen in prinzipiell nicht anderer Weise zustande kommen, das heißt, auch sie werden nach denselben Gesetzen des Wohlfahrtstrebens und besonders nach dem Grenznutzensgesetz zu verstehen sein, wozu zunächst nur die prinzipiell nicht weiter interessanten Tatsachen kommen, daß es sich dabei nur um vorgestellte, nicht um gefühlte Bedürfnisse handelt — die aber nichtsdestoweniger sowohl untereinander als auch mit augenblicklich gefühlten Bedürfnissen kommensurabel sind — und daß es dabei nicht auf die gegenwärtige Lage des Verhältnisses zwischen Bedarf und Deckung, sondern auf die für den betreffenden künftigen Zeitpunkt zu erwartende Lage ankommt, sowie daß die in der Zukunft liegenden Bedürfnisbefriedigungen immer auch noch mit einem Koeffizienten zu multiplizieren sind, der die Wahrscheinlichkeit des erwarteten Nutzens ausdrückt („Risikoprämie“).

Aber auch abgesehen davon und trotz der prinzipiellen Identität der Wertungsgesetze für beide Fälle, sei es — so meint v. Böhm-Bawerk, damit also eine Tatsache von fundamentaler Bedeutung in die Wertanalyse einführend — die Regel, daß gegenwärtige Güter einen höheren subjektiven Wert als künftige Güter gleicher Art und Anzahl haben.

Erstens, weil entweder eine Hoffnung auf reichere Versorgung in der Zukunft besteht oder, auch wenn das nicht und sogar das Umgekehrte der Fall ist, gegenwärtiger Güterbesitz neben der — also eventuell wichtigen — Versorgung einer etwa dürftigen Zukunft, auch noch die Möglichkeit einer gegenwärtigen Verwendung gewährleistet, besonders in der Geldwirtschaft, in der ein

„Aufheben“ für die Zukunft stets möglich ist und keine oder geringe Kosten verursacht — sodaß also der Wert gegenwärtiger Güter in aller Regel dem künftigen mindestens gleich sein und deshalb der Umstand, daß der Wert gegenwärtiger Güter in vielen einzelnen Fällen größer ist als der künftiger Güter in der Volkswirtschaft ein allgemeines Wertagio — wenn auch vielleicht ein sehr kleines — hervorrufen muß oder doch meist hervorrufen wird. Die „Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Bedarf und Deckung in Gegenwart und Zukunft“ entscheidet daher überwiegend zu Gunsten der Werte der Gegenwartsgüter. Ausnahmen werden vorkommen, aber, besonders in der Geldwirtschaft, eben Ausnahmen sein.

Zweitens, weil wir überhaupt künftige Bedürfnisse und daher die Werte der Güter, die ihnen zu dienen bestimmt sind, geringer einschätzen als gegenwärtige gleicher Intensität. Das kommt daher, daß uns künftige Bedürfnisse nicht leicht in ihrem vollen Umfang zum Bewußtsein gelangen. Dann daher, daß vorgestellte Bedürfnisse nie jene scharfkantige Realität für uns haben, also viel schwächere Erlebnisse für unsere Psyche darstellen und folglich schwächere Reaktionen auslösen als aktuell gefühlte: Der Grad, in welchem das geschieht, variiert von Zeit zu Zeit und Ort zu Ort, von Rasse zu Rasse, Klasse zu Klasse und von Individuum zu Individuum; die Fähigkeit, künftige Bedürfnisse klar zu sehen, ist ein wesentliches Element im Völker- wie im individuellen Schicksal; aber überall, wenn auch in verschiedener Intensität, beobachten wir das Phänomen. Endlich kommt das daher, daß eine Vorsorge über eine bestimmte Zeit hinaus vom Wirtschaftssubjekt überhaupt nicht mehr angestrebt wird: Mag man auch für lange hinaus vorsorgen wollen, selbst weit über die Grenzen des individuellen Lebens hinaus für spätere Generationen — schließlich kommt ein Punkt, von dem ab alles weitere uns gleichgültig zu werden beginnt und über den hinaus nur wenige Leute, sei es im Fall eines historischen Namens oder im, jedenfalls seltenen, Fall eines schlechthin sozialen, von jeder Ich-Beziehung losgelösten Altruismus, noch weiter vorsorgen wollen, während für die meisten an jenen Punkten, wo sich die Vorstellung von einer fernen Nachkommenschaft in die Vorstellungen von einer fremden Masse von Volksgenossen oder

Menschen überhaupt aufzulösen beginnt, eine weitere Vorsorge ihren Sinn verliert. Schon deshalb müßte sich also eine Tendenz nach Abschwächung sozusagen des Selbsterhaltungstriebes eines errungenen wirtschaftlichen Niveaus ergeben, welche vom Mechanismus des Markts auch auf ganz kurze Perioden hinübergeleitet würde. Die erwähnten, in einem engeren Sinn „psychologischen“ Momente verstärken diese Tendenz und so ergibt sich aus dieser „perspektivischen Unterschätzung künftiger Genüsse“ ein zweiter Grund für ein Wertagio der Gegenwartsgüter.

Drittens, weil, wie schon erwähnt, „zeitraubende Produktionsumwege“ ergiebiger sind, weil also eine bestimmte Menge originärer Produktionsmittel ein größeres physisches Produkt liefert, wenn sie erst auf die Produktion irgend welcher Zwischenprodukte, zum Beispiel Werkzeuge, und dann auf die Produktion von genußreifen Gütern als wenn sie ganz bloß auf die direkte Produktion von genußreifen Gütern verwendet wird; so daß man, an welchem Zeitpunkte immer man den Produktionsprozeß betrachtet, jedesmal eine technische Überlegenheit älterer (früher angewendeter) gegenüber jüngeren (später zur Verwendung gelangten) Produktivmittelmengen wahrnimmt, natürlich unter der Voraussetzung, daß nicht neue Erfindungen usw. inzwischen die Produktionsmethode der „älteren“ Produktionsmittelmengen „veraltet“ gemacht haben.

Jetzt ergibt sich aber die Frage, die bei den anderen beiden Gründen des Wertagios nicht auftauchen konnte, ob denn diese Tatsache auch einen größeren Wert des mit der zeitraubenden Produktionsmethode erzeugten, und zwar in größerer Menge erzeugten Produktes begründe — denn eine größere Menge von Gütern kann bei entsprechend veränderter Sachlage recht gut einen geringeren Wert haben als eine kleinere Produktmenge in dürftigerem Milieu hat. v. Böhm-Bawerk bejaht die Frage: Denn nach dem Gesetz von den Produktionsumwegen liefert eine gegenwärtige Produktionsmittelmengen, wenn zum Einschlagen von solchen Umwegen verwendet, für alle künftigen Zeitpunkte größere Produktmengen, als gleichgroße Produktionsmittelmengen, die jeweils im gleichen zukünftigen Zeitpunkt zu Augenblicksproduktionen verwendet werden oder auch nur später hinzutreten, als die erste Produktionsmittelmengen, so daß sie, um bis zu jedem

künftigen Zeitpunkt Produkte zu liefern, nur zu kürzeren Produktionsumwegen verwendet werden könnten, als die im gegenwärtigen Moment schon zur Verfügung stehende Produktionsmittelmengen. Und da von zwei gleichartigen Gütermengen, die gleichzeitig und am gleichen Ort dem gleichen Wirtschaftssubjekt zur Verfügung stehen, immer die größere den größeren Gesamtwert haben muß, so muß nach Böhm-Bawerk unter unseren Voraussetzungen nicht nur die physische, sondern auch die Wertproduktivität einer früher zur Verfügung stehenden Produktionsmittelmengen immer größer sein als die einer erst später zur Verfügung stehenden, für welches gemeinsame Datum immer die beiden produzieren mögen. Weil aber das Einschlagen zeitraubenderer Produktionsmethoden voraussetzt, daß man auf das dadurch zu erzielende größere und wertvollere Produkt warten kann, und daher, daß man über einen entsprechenden Genußgüternvorrat verfügt, der die an dieser Produktion Beteiligten unterdessen erhält, so wird das Erreichen dieses Produkts und dieses „Mehrerts“ abhängig von dem Besitz des Genußgüternvorrats, und dieser Mehrwert überträgt sich nach allgemeinen Grundsätzen der Zurechnungstheorie daher auf ihn. Und so ergibt sich denn aus diesem Umstand ein weiterer, der dritte und wichtigste, Grund für ein Wertagio von jeweils gegenwärtigen Genußgütern gegenüber künftigen.

Sowohl die These der physischen Mehrproduktivität der Produktionsumwege, wie auch die These, daß diese unabhängig von den beiden anderen Gründen ein Wertagio der Gegenwartsgüter begründe, ist vielfach angefochten worden und eine ganze „Literatur des dritten Grundes“ hat sich entwickelt, deren Reflex man auch im Texte der dritten Auflage, besonders aber in den Exkursen findet. Wir können auf dieses Problem, dessen Diskussion viele der besten Geister auf unserem Gebiet beschäftigt und zahlreiche Anregungen zu Varianten gegeben hat, hier nicht eingehen. Nur sei hervorgehoben, wie sich der für Böhm-Bawerk also prinzipiell selbständige dritte Grund nach seiner Auffassung zu den beiden anderen verhält. Zunächst ist es klar, daß die Masse der volkswirtschaftlichen Produktionsmittel nach der Verwendung drängt, in der der höchste Grenznutzen winkt, und daß dieses allgemeine Theorem auch für die Wahl zwischen verschieden

weit in der Zukunft liegenden möglichen Produktionsresultaten gilt. Der dritte Grund würde schlechthin in eine unendliche Zukunft weisen, weil, wenn auch in abnehmendem Maß, jede weitere Ausdehnung der Produktionsperiode im allgemeinen und unter unseren Voraussetzungen einen Zuwachs an Produktmenge sowohl wie an Produktwert verheißt. Allein gemäß dem „ersten und zweiten Grunde“ müssen diese immer steigenden Wertgrößen in immer stärkerem Maße — gleichsam perspektivisch — kleiner eingeschätzt werden und eben dieses Zusammenwirken oder, besser, Sichentgegenwirken der beiden ersten und des dritten Grundes fixieren die Länge jener Produktionsperiode, die den höchsten Wert zu erlangen gestattet. Sodann wirken die drei Gründe auch sonst nicht einfach nebeneinander, das tun nur die ersten zwei, welche sich eventuell bei ein- und demselben Individuum in der Weise akkumulieren können, daß ihre Maßzahlen additionsfähig sind. Aber wenn einer dieser Gründe oder beide für ein Individuum wirksam sind, so ist der dritte dadurch für dieses Individuum außer Kraft gesetzt. Sind, umgekehrt, die beiden anderen Gründe für ein Individuum wenig oder gar nicht wirksam, dann kommt der dritte in Betracht. Keinesfalls aber kann man seine Maßzahl zu der der beiden anderen addieren.

Alle diese „Gründe“ wirken nun bei den einzelnen Wirtschaftssubjekten in sehr verschiedener Weise und das Wertagio, das sie im Bewußtsein eines jeden zu Gunsten der Gegenwartsgüter hervorrufen, ist zwar eine für jedes Individuum einheitliche psychische Tatsache, die sich nun in allen seinen Wertungen einheitlich äußern und eine einheitliche Ursache seines Verhaltens bilden wird, aber es variiert natürlich innerhalb der weitesten Grenzen von Individuum zu Individuum. Eben diese Tatsache jedoch macht einen Tausch von gegenwärtigen und zukünftigen Gütern zwischen den Individuen möglich, indem es die dazu nötige Differenz zwischen ihren Wertschätzungen schafft. Auf den Märkten, zu deren Natur wir gleich kommen werden, begegnen sich nun als „Käufer“ jene, die gegenwärtige Güter relativ hoch schätzen mit jenen als „Verkäufern“, bei denen das Gegenteil der Fall ist. Und wie sich auch sonst aus der Fülle der divergierenden Wertschätzungen ein einheitlicher Preis bildet, so ergibt sich hier aus der Theorie der „Grenzpaare“

ein einziges objektives Preisagio für die Gegenwartsgüter — und so entsteht der Zins, nach Böhm-Bawerks eleganter Formel als ein Agio im Tausche von Gegenwarts- und Zukunftsgütern. Wie jeder Preis hat dann auch dieses Agio einen nivellierenden Einfluß auf die Wertschätzungen, und zwar in zweifacher Hinsicht. Erstens werden auch jene, die sonst die Zukunftsgüter weniger unterschätzen würden, als es das Marktagio angibt, sich diesem anpassen. Zweitens — und das ist eine höchst interessante Wendung — wird dadurch „die Größe des Aufgelds, das gegenwärtige Güter gegenüber künftigen Gütern aus verschiedenen entlegenen Zeiträumen erlangen, in ein regelmäßiges Verhältnis zur Länge des trennenden Zeitraums“ gesetzt (p. 484) — während die individuelle Geringerschätzung der Zukunft an sich ja recht wohl sprungweise und regellos vor sich gehen, indem zum Beispiel der Unterschied zwischen augenblicklichem und jahresfernem Genuß als sehr groß, der zwischen einem etwa um ein Jahr und einem um zwei Jahre entfernten Genuß als kaum merklich empfunden werden könnte.

Das ist denn die so berühmte Böhm-Bawerksche Zinstheorie in nuce. Aber er begnügte sich nicht mit einem aperçu, sondern er verfolgte seinen Gedanken bis in alle Tiefen und Weiten des kapitalistischen Organismus und da erst zeigte er alle seine Fruchtbarkeit. Wir wollen ihm in aller Kürze folgen. Es handelt sich vor allem um zwei Probleme, um den Nachweis, daß alle empirisch aufzufindenden Quellen des Kapitalzinses wirklich aus dem geschilderten Felsen entspringen, und um die Ableitung der Höhe und der Bewegungsgesetze des Kapitalzinses aus dem theoretischen Grundgedanken. Dabei weitet sich von selbst die Aussicht auf die Gesamtheit der Verteilungsvorgänge — überhaupt den Gesamtprozeß des Wirtschaftslebens.

Der Fall des Darlehenszinses macht keine weiteren Schwierigkeiten. Die Definition des Darlehens als eines Tausches gegenwärtiger gegen zukünftige Güter leistet alles, was wir wünschen und es bedarf der dogmenhistorischen Erinnerung an die Tatsache, daß diese einfachen Worte an die Stelle gezwungener Konstruktionen und merkwürdiger Vergewaltigungen der Wirklichkeit traten und daß sie starken Widerspruch erweckten, um die Leistung zu verstehen, die in ihrem Aussprechen lag. Im übrigen ist es klar,

daß für jemand, der ein Konsumtivdarlehen sucht, sich die Wertschätzung gegenwärtiger Genußgüter höher stellen muß als die künftiger, so daß sich ein Zins ergeben wird, selbst wenn die Darlehensgeber die künftigen Güter nicht geringer schätzen. Und es ist ferner klar, daß für jemand, der ein Produktivdarlehen sucht, die Möglichkeit eines Gewinns eine solche Höhererschätzung begründen wird, so daß für diesen Fall dasselbe gilt. Das Problem der großen sozialen Tatsache des Zinses und der Basis, auf der in der kapitalistischen Wirtschaft die oberen Schichten der Gesellschaft stehen — gleichsam also der ökonomischen Struktur der Gesellschaft in der kapitalistischen Volkswirtschaft — liegt eben in der Erklärung jenes Gewinns, seines regelmäßigen Auftauchens im Strom der Volkswirtschaft. Und dieser Kapitalgewinn, der in der Hand des Unternehmers entsteht, ist nun eben durch Zurückführung auf das Grundschema zu erklären.

Es ist nun die Frucht der Meisterschaft, mit der uns Böhm-Bawerk vorwärts führt, daß sich das Prinzip der Erklärung auch hier mit größter Leichtigkeit aussprechen läßt, so daß es uns fast selbstverständlich scheint: Der Unternehmer kauft für seine produktiven Zwecke Produktionsmittel ein, die teils Arbeitsleistungen und Bodennutzungen sind, teils sich in diese beiden Elemente auflösen lassen. Diese Arbeitsleistungen und Bodennutzungen sind potentielle Genußgüter und verdanken nur dieser Qualität ihren Wert. Aber sie sind eben nur zukünftige Genußgüter, deren Wert, „wenn man sie gegen gegenwärtige Genußgüter abschätzt, einer geringeren als derjenigen Stückzahl genußreifer Schlußprodukte gleichwertig befunden“ (p. 503) wird, in welche sie im zeiterfordernden Produktionsprozeß ausreifen werden. Sie werden Arbeitern und Grundeigentümern um diesen Gegenwartswert abgekauft und die Produkte werden dann zu ihrem Gegenwartswert in einem späteren Zeitpunkt verkauft. Daher ein Wertzuwachs der Güter, sowie sie in der Hand des Unternehmers der Genußreife entgegenstreben — und dieser Wertzuwachs ist die Basis des Kapitalgewinns. Die Anwendung dieses Resultats auf die einzelnen Fälle der Praxis ist nicht immer leicht. Manche dieser Fälle, vor allem die Schwierigkeit, die sich aus den verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten eines und desselben Produktivguts, welche aber ihre Produkte in verschiedenen

Zeitabständen liefern, ergibt, löst v. Böhm-Bawerk für den Leser mit jener unendlichen Sorgfalt, die sein Buch noch in den fernsten Zeiten zu einem unschätzbaren Führer machen wird.

Der nächste Schritt muß nun der Beweis dafür sein, daß diese Wertverhältnisse auch stets zu einem Preisagio führen müssen. Dieses Preisagio wird in einem Tauschakt zwischen Arbeitern und Grundeigentümern einer- und kapitalbesitzenden Unternehmern andererseits als entsprechender Abschlag vom Geldwerte des vollen künftigen Grenzprodukts der originären Produktivmittel hervortreten. Oder, wenn wir die Kapitalistenfunktion von der Unternehmerfunktion trennen und die Berechnungen des Unternehmers, der ja dann nur ein Vermittler zwischen den Produktivmittelbesitzern und den Kapitalisten ist, als einen durchlaufenden Posten betrachten — dann eben im Tauschakt zwischen den Kapitalisten und vom Unternehmer gleichsam vertretenen Arbeitern und Grundeigentümern, als ein Preisagio der vorgeschossenen Subsistenzmittel, also in der unmittelbaren Form des Zinses. Hier tritt uns dann das Wesen der Kapitalisten als Händler mit Gegenwartsgütern entgegen — eine vielleicht auf den ersten Blick befremdende, aber außerordentlich tief in das Wesen des Wirtschaftsprozesses eindringende Auffassung. In beiden Formen, die ja denselben Kern verhüllen, ergibt sich die Notwendigkeit des Agios. Wir wollen sie nur für die letztere beweisen, auf die sich die erstere ja zurückführen läßt.

Es stehen sich also auf diesem „Subsistenzmittelmarkt“ Kapitalisten einer- und Arbeiter und Grundeigentümer andererseits gegenüber. Die Subsistenzmittel und die Arbeits- und Bodenleistungen sind in jedem gegebenen Zeitpunkt — bezüglich der Subsistenzmittel, für die das nicht ohneweiters einzusehen ist, werden wir noch einiges zu sagen haben — in gegebenen Mengen vorhanden. Für die Kapitalisten kommt der Gebrauchswert ihrer Subsistenzmittel, die sie ja nur zu geringem Teil gleich selbst konsumieren könnten, wenig in Betracht, so daß wir von einer Geringerschätzung von Zukunftsgütern ihrerseits um so mehr absehen können, als wir uns dadurch unseren Beweis nur erschweren — denn ist eine solche Geringerschätzung bei ihnen vorhanden, so muß es ja a fortiori ein Agio geben. Für die Arbeiter und Grundeigentümer kommt eine Wertschätzung ihrer

Arbeit und ihres Bodens nach dem in kapitalloser Produktion — insoweit sie auch selbst eine kapitalistische unternehmen könnten, sind sie eben auch Kapitalisten und vereinigen sie mehrere wirtschaftliche Funktionen, die wir aber hier trennen wollen — zu erzielenden Produkt als unterste Grenze, unter die sie nie herabgehen würden, streng genommen wohl in Betracht, aber unter modernen Verhältnissen liegt diese Grenze in nebelhafter Ferne. Unter diesen Umständen werden die Kapitalisten schon bei einem überaus kleinen, der Größe Null unbestimmt angenäherten, Agio zum Tausch bereit sein. Die Arbeiter und Grundeigentümer, für die von der Verfügung über Subsistenzmittel im Sinn des Gesetzes der Produktionsumwege aller die Produktivität der Augenblicksproduktion überschreitende Produktionsertrag abhängt, werden zum Tausch bereit sein, wenn ihnen auch nur ein ganz kleiner, ebenfalls der Größe Null unbestimmt angenäherter Teil dieses Mehrertrages bleibt. Nun kommt es für das Resultat auf die Intensität dieser Nachfrage nach Subsistenzmitteln an jenem Punkte der Produktionsausdehnung an, welche der angebotene Subsistenzmittelfonds ermöglicht. Und da gilt denn ganz allgemein: Wie groß immer der Subsistenzmittelfonds sein mag, stets ist er begrenzt. Stets aber wäre es noch möglich, durch weitere, durch den gegebenen Subsistenzfonds nicht mehr ermöglichte Ausdehnung der Produktionsperiode weitere Mehrerträge zu erzielen. Deshalb würde bei jeder — praktisch möglichen — Größe des Subsistenzmittelfonds noch zahlungsfähige Nachfrage nach weiteren Subsistenzmittelmengen vorhanden sein, wenn es kein Agio geben würde — und diese Nachfrage könnte nicht befriedigt werden. Und weil diese Nachfrage infolge der Begrenztheit des Fonds von Subsistenzmitteln nicht befriedigt werden könnte, so müßte sie die Wirkung haben, die alle bei gegebenem Preis unbefriedigten, gleichwohl aber bei diesem Preis zahlungsfähigen, Nachfragen haben müssen — die Wirkung, diesen Preis zu erhöhen. Woraus denn folgt, daß der Preis von Gegenwartsgütern immer über die Parität mit Zukunftsgütern steigen, daher ein Agio, also ein Zins sich immer herausstellen muß, was zu beweisen war.*)

*) Dazu kommt dann noch die Nachfrage nach Konsumtivarlehen, die das Agio noch verstärken muß.

Umgekehrt sieht man sofort, daß, weil wenn es keinen Zins gäbe, schlechthin jede Produktionsausdehnung in der Zeit vortheilhaft wäre, offenbar eine Tendenz nach grenzenloser Ausdehnung und damit ein Mangel an Gegenwartsgütern eintreten müßte, der zur Gegenwartsproduktion, damit aber auch wieder zur Entstehung des Zinses, führen würde. Daraus ergibt sich die Funktion des Zinses in der Volkswirtschaft. Er ist gleichsam ihre Bremse oder ihr Regulator, der die einzelnen Wirtschaftssubjekte daran hindert, die volkswirtschaftlich zulässigen Grenzen der Verlängerung der Produktionsperiode zu überschreiten und der den gegenwärtigen Bedürfnissen ihre Berücksichtigung erzwingt — gleichsam ihren Druck den Unternehmern zum Bewußtsein bringt. Und deshalb spiegelt sich in ihm die relative Intensität, mit der in jeder Volkswirtschaft künftige und gegenwärtige Interessen sich geltend machen, also die Intelligenz und moralische Kraft der Leute — je höher diese sind, um so niedriger wird der Zins stehen. Deshalb bringt er auch den Kulturzustand eines Landes zum Ausdruck, denn je höher dieser ist, je größer also der Gütervorrat und je länger daher die Produktionsperiode, um so kleiner ist nach dem Gesetze der Produktionsumwege der Mehrertrag, den noch weitere Verlängerungen der Produktionsperiode zur Folge haben, mithin auch der Zins — hierin hätten wir v. Böhm-Bawerks Gesetz der fallenden Zinsrate zu sehen, seine Lösung dieses uralten Problems, an dem sich — ohne Erfolg — die besten Geister unserer Wissenschaft versucht hatten.

Unser Beweis lehrt uns ferner, daß eben weil nur ein Wertagio auf Gegenwartsgüter die Ansprüche, die Gegenwart und Zukunft an uns stellen, in ein exaktes Verhältnis zu setzen gestattet, auch in einem sozialistischen Gemeinwesen die Werte von Gegenwarts- und Zukunftsgütern nicht al pari stehen könnten, daß also jene Werterscheinung, die dem Zins zu Grunde liegt, auch in einem sozialistischen Gemeinwesen vorhanden sein und von dessen Zentraleitung berücksichtigt werden müßte. Daraus folgt, daß auch in einem solchen Gemeinwesen die Arbeiter nicht schlechthin ihr Produkt erhalten könnten, weil ja diejenigen, die gerade Gegenwartsgüter erzeugen, weniger produzieren als jene, die in der Produktion von Zukunftsgütern beschäftigt sind. Was immer daher die Gesamtheit mit der jenem Wertagio entspre-

chenden Gütermenge tun würde, nie könnte dieselbe — und würde sie auch zum Beispiel unter alle Arbeiter zu gleichen Teilen verteilt — den Arbeitern als Lohn zukommen, sondern eventuell nur als Kapitalgewinn. Das könnte praktische Folgen haben, wenn zum Beispiel die Gemeinschaft Anlaß hat, sich des Werts ihrer Mitglieder für sie bewußt zu werden: In einem solchen Fall könnte sie als sozialen Wert des Arbeiters nur den diskontierten Wert seiner Produktivität einstellen und da alle Arbeiter ja, bei gleicher Arbeitsfähigkeit natürlich, offenbar gleich gewertet werden müssen, so würde sich auch hier ein Überschuß ergeben, der als Einkommen *sui generis* erschiene. Aber für die Theorie wichtiger ist die Erkenntnis, die sich in der Terminologie, die für dieses Problem üblich geworden ist, dahin aussprechen läßt: Der Zins ist eine rein ökonomische und nicht eine historisch-rechtliche Kategorie. Auch für den Ausbeutungsgedanken ergibt sich hier eine Korrektur: Erstens dahin, daß, wenn man von „Ausbeutung“ als Entstehungsursache des Zinses spricht, das nur in einem Sinn richtig ist, in welchem eine solche Ausbeutung auch im Sozialistenstaat eintreten würde. Zweitens dahin, daß nicht bloß eine Ausbeutung der Arbeitsleistung, sondern auch der Bodennutzungen eintritt. Für das moralische und politische Urteil ist das freilich irrelevant, denn der Sozialistenstaat würde eben seinen „Ausbeutungsgewinn“ anders verwenden, aber um so wichtiger ist es für unseren Einblick in das Wesen der Sache.

So fällt uns ganz von selbst eine logische Kette von wertvollen Resultaten der Böhm-Bawerkschen Theorie in den Schoß und es wäre leicht, diese Kette noch um viele Glieder zu vermehren. Ich will in diesem Zusammenhang nur noch hervorheben, daß wir mit unserem Beweis auch die zweite Etappe auf dem Weg zu einer vollständigen Lohn- und Grundrententheorie zurückgelegt haben. In der Wert- und Preislehre haben wir den Lohn und die Grundrente als das Resultat der Grenzproduktivität der beiden originären Produktionsfaktoren begriffen. Was nun hinzuzufügen ist — und womit die speziell Böhm-Bawerksche Lohn- und Grundrententheorie von der der ihm nächststehenden Forscher abzweigte — läßt sich kurz in folgendem Satz ausdrücken: Lohn und Grundrente sind die Preisausdrücke

der auf die Gegenwart diskontierten Grenzprodukte von Arbeit und Boden multipliziert mit deren Mengen.*)

Doch bedeutet dieser Satz keine Abänderung des Grenzproduktivitätsgedankens. Nicht um eine Korrektur desselben handelt es sich, sondern um eine Präzisierung in bestimmter Richtung. Davon überzeugt man sich leicht, wenn man erwägt, daß alle die Arbeitsleistungen, welche in der Volkswirtschaft in einem gegebenen Zeitpunkt aufgewendet werden, nach dem Gesetz von den Produktionsumwegen in sehr verschiedenem Maß produktiv sind: Jene, die gerade in weitausholende Zukunftsproduktionen investiert werden, werden mehr produzieren, als jene, welche irgend welchen Gütern gerade über die Schwelle der Genußreife helfen. Nun müssen aber alle in einem gegebenen Zeitpunkt vorhandenen Arbeitsstunden gleich hoch geschätzt werden, und zwar, wie stets die Einheiten eines Gütervorrats, nach dem Grenznutzen. Dieser Grenznutzen ist offenbar durch das Resultat der mindestproduktiven der noch tatsächlich vorgenommenen Arbeitsaufwendungen gegeben und das ist in der einen Richtung jene, deren Produkt die mindestwichtige Bedürfnisregung befriedigen, und in der anderen Richtung jene, welche das kleinste physische Produkt erzeugen, also am kürzesten investiert bleiben wird. Und so umfaßt der Begriff der Grenzproduktivität auch schon das Zeitmoment und die „Diskontierung“ der „intramarginalen“, das heißt in diesem Fall der länger als für die in dieser Volkswirtschaft kürzeste Investitionszeit investierten, Arbeitsleistungen auf die Gegenwart.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich ferner eine elegante Entwicklung erwähnen, welche sich aus dem gleichen Grundgedanken ergibt und, außerordentlich fruchtbar, unter anderem auch das Phänomen der Grundrente als einen Spezialfall eines allgemeineren Prinzips zu begreifen und ihr Verständnis zu vertiefen gestattet, die Theorie des Zinses an dauerbaren Gütern und der Kapitalisation. Güter, die mehr als einen Gebrauchsakt zulassen, sind gleichsam als Bündel von Nutzleistungen zu betrachten. Was

*) Diese Lohntheorie wurde dann von F. W. Taussig, einem der hervorragendsten Bundesgenossen des Böhm-Bawerkschen Ideenkreises, weiter ausgeführt.

an ihnen unsere Bedürfnisse befriedigt und deshalb zunächst gewertet wird, das sind ihre einzelnen Nutzleistungen, während der Wert des Guts selbst lediglich deren Summe, in jedem Zeitpunkt also die Summe der noch nicht „entnommenen“ Nutzleistungen ist. Wenn nun diese Nutzleistungen, sei es sehr zahlreich, sei es nur periodisch zugänglich sind — wie etwa bei einem Acker —, und sich deshalb in der Zeit verteilen, so ist auf die Wertschätzung und Preisbildung der jeweils fernerer das Gesetz der Geringerwertigkeit von Zukunftsgütern anzuwenden, so sind die jeweils fernerer auf die Gegenwart zu „diskontieren“. Damit ist ein aus der wirtschaftlichen Praxis jedermann vertrauter Vorgang, der meist durch Hinweis auf aus anderen Quellen entstandenen und schon bestehenden Zins erklärt wird, in überaus einfacher Weise in den Rahmen eines großen Prinzips gestellt. Und es ergibt sich daraus die Erklärung der Wert- und Preisbildung solcher Güter — die Kapitalisation — und die Erklärung, warum Güter, die eine unendliche Anzahl von Nutzakten gestatten, wie zum Beispiel agrarisch verwendetes Land, doch einen endlichen Wert haben, während man sonst glauben könnte, die subjektive Werttheorie, welche hier in eine ihrer letzten Konsequenzen durchgeführt wird, führe sich ad absurdum durch das Resultat, daß jene Werte unendlich sein müßten. Auch ergibt sich erst durch diese Analyse der werttheoretische Beweis, daß die Grundrente ein Reineinkommen sei. Denn unmittelbar ist uns ja nur der physische Ertrag des Bodens und damit ein Roh-einkommen gegeben. Nur davon handelte die traditionelle Grundrententheorie seit den Tagen der Physiokraten. Und daher konnte v. Böhm-Bawerk sagen, daß die Analyse hier noch gar nicht bis zum ökonomischen Wesen des Phänomens, dem Problem eines Reineinkommens vorgedrungen sei. Wenn zum Beispiel ein Steinbruch durch hundert Jahre einen Ertrag von jährlichen tausend Kronen abwirft und dann wertlos wird, so würde ja, wenn nicht jene Diskontierung einträte, sein Besitzer entweder nichts von dieser Summe verzehren dürfen oder eben sein „Kapital“ aufzehren. Erst vom Standpunkt der angedeuteten Theorie ergibt sich uns die Rente als ein Reineinkommen. Wie völlig diese ganze Konstruktion an Erklärungswert und Tiefe dem Ricardianischen Ansatz überlegen ist, wie sehr sie Ricardo durch

die Tat — statt durch bloße Kritik — überwindet, braucht kaum erst gezeigt zu werden.

Dabei sehen wir, wie sich das Zinsphänomen, gleichsam alle andern Einkommenszweige umhüllend, über alle volkswirtschaftlichen Vorgänge verbreitet und in alle Wertungen eindringt, kurz schlechthin allgegenwärtig ist. Und man erkennt, daß der Zins nicht einfach etwas mit Lohn und Grundrente Paralleles ist, sondern diesen sozusagen gegenübersteht. Dieser Aspekt, der damals völlig neu war und einen wesentlichen Schritt nach vorwärts bedeutete, ist inzwischen von vielen Seiten sorgfältig ausgearbeitet worden, und findet sich systematisch durchgeführt besonders in den Werken von Irving Fisher und F. A. Fetter.

Wir nähern uns jetzt der letzten Stufe der Stiege, die auf Böhm-Bawerks Gebäude führt. Er hat zum erstenmal die Bedeutung der Länge der Produktionsperiode in ihrem zweifachen Aspekt — dem Aspekt der Produktivität einer- und des Zeitverlusts andererseits — voll erfaßt und beiden Seiten ihren exakten Inhalt und ihr Verhältnis zu den Grundlagen des Lehrsystems der Grenznutzentheorie gegeben. Er hat aber ferner die Länge der Produktionsperiode zu einem Bestimmungsstück des Gleichgewichts der Volkswirtschaft gemacht und dadurch allen den Begriffen von „Produktivität“, „Wirtschaftsperiode“, „Güterstrom“ erst einen ganz präzisen Sinn verschafft und eine reiche Fülle von noch lange nicht ausgeschöpften Beziehungen im Wirtschaftsleben in den Bereich der Analyse gebracht. In diese verschlungenen Pfade sind ihm bisher nur wenige Fachgenossen gefolgt, und die so voluminöse Diskussion seines Lebenswerks hat bisher noch mit den Ausgangspunkten seines Weges soviel zu tun gehabt, daß der Reichtum an Resultaten eben jener Art, deren Fehlen von den Gegnern der Grenznutzentheorie — etwa im Vergleich mit dem Marxschen System — immer als besonderer Mangel vorgeworfen wurde, weiteren Kreisen noch nicht zugänglich gemacht ist. Und nur wenige haben die Genialität seiner Leistung auch in diesem Punkt erkannt. Doch der Grundgedanke ist außerordentlich einfach.

Die Einführung und die exakte Behandlung des Moments der Länge der Produktionsperiode geschieht nämlich durch ihre Verbindung mit der Größe des Subsistenzfonds, die wir früher

offen gelassen haben. Diese Größe ergibt sich durch die Erkenntnis, daß der von den Kapitalisten angebotene Subsistenzfonds einfach gleich ist dem gesamten Vermögensstock der Volkswirtschaft, abgesehen von Arbeitsleistungen und Bodennutzungen und ferner von jener kleinen Summe, die von Verschwendern, aus Not usw. aufgezehrt wird. Dieser Vermögensstock aber ist jeweils eine bestimmte Größe — während das alte „Lohnkapital“ zum Beispiel jeder Bestimmung ermangelte —, die in der Theorie der Kapitalbildung ihre selbständige Erklärung erfährt und für die Verteilungstheorie als Datum betrachtet werden kann, so daß wir nun, da Arbeiterzahl und Bodenmenge jedenfalls Daten sind, über eine neue Basis zur Aufstellung objektiver Größenbeziehungen verfügen, worin eine wesentliche Bereicherung der Theorie liegt. Aber wie ist es denn möglich, daß der ganze Vermögensstock der Volkswirtschaft aus „Subsistenzmitteln“ bestehe, wo es doch produzierte Produktionsmittel geben muß? Nun, der Strom der Subsistenzmittel fließt natürlich kontinuierlich und es brauchen nicht alle für die Wirtschaftsperiode nötigen Vorräte am Beginn derselben vorhanden und irgendwo aufgestapelt zu sein. In dem letzteren Fall wäre die Sache ja klar. Aber sie wird dadurch nicht anders, daß in der Volkswirtschaft alle die zahllosen vor sich gehenden Produktionen sich nicht alle im gleichen Stadium befinden, vielmehr gerade einander dem Grade der „Reife“ ihrer Produkte nach ergänzen, weshalb die Subsistenzmittel der Periode in jedem Zeitpunkt zum Teil schon konsumiert und an ihrer Stelle dann jene Zwischenprodukte, wie Rohstoffe, Maschinen usw. vorhanden sind, und zum Teil erst noch produziert werden müssen — so daß man noch immer sagen kann, der gesamte Subsistenzmittelvorrat der ganzen Wirtschaftsperiode sei gleich der überhaupt in derselben vorhandenen Gütermenge und stehe unmittelbar oder mittelbar nur den originären Produktivmitteln gegenüber. Es ist weiter klar, daß umso entferntere Produktionsziele ins Auge gefaßt werden können, je größer der — so verstandene — Subsistenzmittelvorrat ist. Und es ist endlich auch klar, daß, wenn der Güterstrom kontinuierlich fließt und also an allen Stadien des Produktionsprozesses gleichzeitig gearbeitet wird — was ja gewiß nicht immer zutreffen kann, aber hier, weil es das Prinzip nicht berührt, der Kürze wegen angenommen werden

mag —, dieser Vorrat nur für die Hälfte der Produktionsperiode auszureichen braucht.

Nun sind also die beiden großen Daten, der nunmehr als jeweils bestimmtes Datum erkannte Subsistenzmittelfonds einerseits und die jedenfalls gegebene Menge von Arbeitsleistungen und Bodennutzungen andererseits, durch das Bindeglied „Produktionsperiode“ in Beziehung gesetzt. Dieses Bindeglied ist aber jetzt nicht mehr — wie bei den Älteren — starr, sondern beweglich, wir sind aber auch im Besitz des Gesetzes dieser „Beweglichkeit“: Die Dauer, auf welche die Produktionsperiode schließlich festgesetzt wird, hängt nämlich ab, erstens von der Größe jener beiden Daten und zweitens von der Wahl des Unternehmer-Kapitalisten, die an seinem Interesse an größtmöglichem Kapitalgewinn orientiert ist — so daß hier, sich gegenseitig befruchtend und präzisierend, objektive Größenbeziehungen und subjektive Triebkräfte zu einem harmonischen Ganzen vereint sind. So können wir die Dauer der Produktionsperiode bestimmen, mit der dann auch Zins, Lohn und Rente in ihrer Höhe und in ihren gegenseitigen Beziehungen bestimmt sind.

v. Böhm-Bawerk legt das jedoch nicht in aller Allgemeinheit, sondern unter Abscheiden der Rente nur für Zins und Lohn dar. *) Der Grund hiefür liegt in der technischen, ohne die Denkformen der höheren Mathematik kaum zu bewältigenden Komplikation, die das allgemeinere Problem mit sich bringt. Aber an dem Wesen des Problems ändert das nichts und auch wir wollen uns mit dem einfachen Fall begnügen.

Die Lösung läßt sich leicht aussprechen: Es muß sich jener Lohnsatz feststellen, welcher jene Produktionsperiode zur für den Unternehmer-Kapitalisten vorteilhaftesten macht, bei welcher gerade die ganze Arbeitsmenge der Volkswirtschaft zu jenem Lohnsatz begehrt und zur Bezahlung dieser Arbeitsmenge der ganze Subsistenzmittelfonds erfordert wird.

In der Tat, wenn auf dem Markte irgend ein Lohnsatz versuchsweise ausgerufen wird, so wird bei einer gegebenen Skala der Mehrergiebigkeit der Produktionsumwege eine und nur eine

*) Das allgemeine Problem wurde dann im Anschluß an v. Böhm-Bawerk von Wicksell behandelt.

Produktionsperiode für die Unternehmer-Kapitalisten die vorteilhafteste sein. Sie wird daher gewählt werden und damit auch entsprechend der von Böhm-Bawerk entdeckten objektiven Beziehung ein bestimmter Zinssatz festgestellt sein. Wenn bei diesem Arrangement sich zufälligerweise Arbeitsmenge und Subsistenzmittelfonds gegenseitig gerade aufkaufen, so ist Gleichgewicht erreicht und die obenerwähnte Bedingung erfüllt. Wenn aber nicht, dann werden die unbeschäftigten Arbeits- oder Subsistenzmittelmengen solange auf Lohn oder Zins drücken und dadurch andere Produktionsperioden vorteilhaft machen, bis jener Zustand erreicht ist.

Damit ist das Gesetz der Zinshöhe gefunden: Der Zinssatz muß sich, wie schon angedeutet, gleichstellen der Mehrergiebigkeit der letzten durch alle die erwähnten Bedingungen noch gestatteten Ausdehnung der Produktionsperiode. Wenn man sich vorstellt, daß diese eben noch mögliche Ausdehnung sich in einzelnen Unternehmungen konzentriert, so kann man deren Besitzer als die „Grenzkäufer“ auf dem Subsistenzmittelmarkt auffassen und das Gesetz der Zinshöhe in die Form einer Anwendung des allgemeinen Preisgesetzes kleiden.

Damit sind ferner die wahren Beziehungen zwischen Zins und Lohn (und Rente) und die Art ihrer gegenseitigen Bedingtheit erfaßt, und eine Fülle von praktischen Anwendungen auf Einzelfragen eröffnet sich. Um die Fruchtbarkeit des gewonnenen Standpunkts ein wenig zu illustrieren, sei auf einige derselben hingewiesen. Zunächst ergibt sich ein genauer Einblick in die Wirkungen der Variationen der Größe des Subsistenzmittelfonds und der Arbeiterzahl, sowie der Veränderungen der Skala der Mehrergiebigkeit der Produktionsumwege, die ja infolge des technischen Fortschritts fortwährend auftreten. Dann eine Lösung des Problems, wie eine Erhöhung der Qualifikationen der Arbeiter auf Zins und Lohn wirkt. Ferner die Erkenntnis, daß Lohn-erhöhungen die Folge haben, daß zunächst der Zins sinkt, dann die Produktionsperiode verlängert wird und endlich der Zins wieder steigt, aber nicht bis zu seiner früheren Höhe, und daß umgekehrt Lohnherabsetzungen die Wirkung haben, daß die Produktionsperiode sich verkürzt, dabei der Zins steigt, damit auch die Nachfrage nach Arbeit und dadurch wieder der Lohn, aber

ebenfalls nicht bis zur früheren Höhe. Es ergibt sich weiters die Erkenntnis, daß die Verteilung des Subsistenzmittelfonds unter die Kapitalisten für die Zinshöhe gleichgültig ist. Auch, daß die Unterscheidung zwischen stehendem und umlaufendem Kapital eine andere, und zwar viel geringere Bedeutung hat, als die Älteren annahmen. Es lassen sich Gesetze für die Bewegung nicht nur der absoluten Lohnhöhe, sondern auch des Anteils der Arbeiter am Sozialprodukt unter gegebenen Umständen aufstellen usw. Doch kann auf alles das nicht näher eingegangen werden.

So wurde denn mit den einfachsten Mitteln ein großer Sieg erfochten. Die Theorie des sozialen Wirtschaftsprozesses entrollt sich in Böhm-Bawerks Seiten zum erstenmal als ein organisches Ganzes aus Wertungen und „objektiven“ Tatsachen. Nirgends ist das Bild des Meisters so klar umstrahlt vom Glanz des Genies wie im letzten Abschnitt seines Werkes. Nirgends zeigt er so deutlich, was die Theorie in seiner Hand vermochte. Dabei ist es frappierend, mit welcher Sicherheit und Korrektheit er sich da essentiell mathematischer Denkformen bedient, freilich ohne je ein Symbol anzuwenden oder ihre Technik zu adoptieren. Diese Technik war ihm ja fremd. Jene Denkformen hatte er nie gelernt — mit dem untrüglichen Blick des geborenen Forschers für die logischen Notwendigkeiten und die logische Symmetrie der Sache, ganz unbewußt, fand er sie selbst.

Mit diesem Blick für logische Richtigkeit und Schönheit verband er einen ebenso starken Instinkt für das Konkrete und für das, was für unsere Erkenntnis praktisch wichtig ist. Wie er nie ausglitt auf seinem Weg, so wußte er ihn auch dahin zu lenken, wo konkrete Probleme zu lösen sind, und sein Werk ist eine einzige große Anweisung auf Schätze, die mit seinen Methoden gehoben werden können. Unter anderem hat er durch die Eigenart seines Gedankengangs die Möglichkeit konkreter zahlenmäßiger Erfassung der Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft durch Einsetzung entsprechender Daten in die theoretischen Formen, ich will nicht sagen, uns nahegebracht, aber doch in den Bereich diskutierbarer Hoffnungen gerückt. Ich weiß nicht,

ob er jemals selbst an diese Möglichkeit dachte. Geäußert hat er sich darüber meines Wissens nicht. Aber diese Möglichkeit wird einmal Wirklichkeit werden, und seine Leistung vor allem wird uns dazu geführt haben.

Sagen, daß sein Werk unsterblich ist, heißt nur eine Selbstverständlichkeit sagen. Noch lange wird das Andenken des großen Kämpfers von der Parteien Haß und Gunst gefärbt sein. Aber unter den großen Leistungen, die unsere Wissenschaft aufzuweisen hat, war seine sicher eine der größten. Was immer die Zukunft damit und daraus machen mag, nie können die Spuren seines Schaffens vergehen. Welche Bahnen immer die Forschung im Felde seines eigensten Problems weiter gehen mag, stets wird sein Geist ihr sagen können:

Tratto t'ho qui con ingegno e con arte;
lo tuo piacere omai prendi per duce.
